



3 1761 05309317 5

YUL

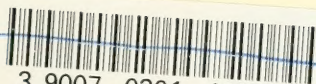


THE LIBRARY OF
YORK
UNIVERSITY

Fine Binding

THE CARSWELL COMPANY LIMITED

YUL



3 9007 0301 4633 6



Presented to the
LIBRARY of the
UNIVERSITY OF TORONTO

by

YORK UNIVERSITY
LIBRARY

Der geflügelte Mercurius
Hausens Bucherei (Nr. 69)

Herausgegeben von Johannes Mumbauer

23
3/4081

Der Geflügelte Mercurius

Ein neuentdecktes Werk von
Abrahams a Sancta Clara

Herausgegeben von
Bertsche
Prof. Dr. Karl Bertsche



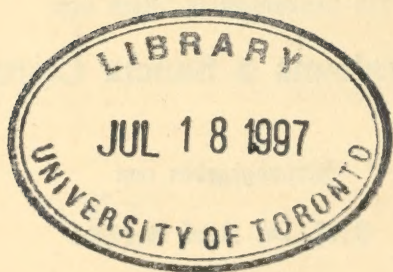
Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H., Saarlouis

PT

1703

G4

1917



Einleitung des Herausgebers,

1. Wie der verschollene wieder ans Tageslicht kam.

„Habent sua fata libelli.“

Bei den ausgedehnten Vorarbeiten zu meiner „Bibliographie der Werke Abrahams a. S. Clara“, die gleich nach dem Krieg erscheinen soll, stieß ich im Katalog der Universitätsbibliothek zu Heidelberg auch auf folgende Nummer: „Abraham a. S. Clara, Der geflügelte Mercurius. Augsburg (A. Heiß) 1719. 8°.“ Dem bis dahin mir noch unbekanntem Werke schenke ich aber keinerlei Beachtung; denn ich dachte, es handle sich um eine der Schriften, die dem weltberühmten Augustiner fälschlich in die Schuhe geschoben wurden, wie z. B. die „Geschichte der Siege wider die Ottomanen“ (in der Kgl. Bibliothek in Berlin) oder die „Türkische Tyrannei“ (Universität Agram) u. a. Und ich sah mir das Büchlein nicht mal selber an. Als es mir aber gelungen, mehrere bisher gänzlich verschollene lateinische Schriften P. Abrahams und auch eine deutsche („Stern, so aus Jakob aufgegangen: Maria“) zu entdecken, sowie zu vielen, wohl aus späteren Sammelbänden bekannten Werken Erst- und Einzeldrucke nachzuweisen und aufzutreiben, von denen bisher noch

kein Abrahamforscher eine Ahnung hatte — da wollte ich dem Heidelberger Unicum doch auch näher rücken. Aber o weh! Trotz allem Nachfragen und Nachsuchen war es nicht beizuschaffen. Es stellte sich schließlich heraus, daß es fein säuberlich wohl auf dem Papiere stand, in der Bibliothek aber tatsächlich fehlte und immer noch fehlt. Und niemand weiß, wie das geschah.

Damit aber ward meine Neugierde, mein Wissensdurst nur noch mehr gereizt, und ich ließ nicht nach, weiter zu forschen. Und siehe da, im Katalog der Münchner Universitätsbibliothek fand sich ebenfalls ein Eintrag des „Besflügelten Mercurius“, aber von einer andern, sogar noch ältern Ausgabe: Augsburg (Abraham Bugger) 1714. 8°. 80 S. Ich erbat mir den seltenen Fang sofort. Doch mit des Geschickes Mächten . . . Es wurde mir der Bescheid, das Werk stehe zur Zeit nicht zur Verfügung. Sollte auch dieses Stück, worauf ich doch meine ganze Hoffnung gesetzt hatte, in der Versenkung verschwunden sein? Nach einem halben Jahre ungeduldigen Wartens frug ich mal schüchtern an, und richtig, das langgesuchte Findelkind kam wohlbehalten an. Welch eine Freude und Überraschung! Es war wirklich nach Stil und Inhalt ein echtes Kind abrahamischer Muse. Auf dem Titelblatt stand ja zudem des Vaters voller Name. Da gab es denn gar keinen Zweifel mehr. Und doch war ich nicht zufrieden. Mir paßte das späte Erscheinungsjahr nicht: Fünf Jahre nach dem Tode des Verfassers! Auch der Verleger wollte mir nicht gefallen, da sein Name mir bisher noch nie begegnet war. Überdies fehlte jede Widmung und jegliches Vorwort —

etwas ganz Ungewöhnliches bei Abraham. Und ich forschte weiter, ob sich nicht ein früherer Druck des reizenden Findlings fände. Da schrieb mir eines schönen Tages bald nach meinem Aufruf in der deutschen, österreichischen und schweizerischen Presse an alle Schul-, Kloster-, Stadt- und Privatbüchereien, mir ihre Abraham-Schätze namhaft zu machen. (Ich hatte bereits die Bekände so ziemlich aller größeren öffentlichen Bibliotheken des In- und neutralen Auslandes durchgearbeitet, und doch glaubte ich, auf noch weitere Beute hoffen zu dürfen. In der That erlebte ich keine Enttäuschung, wenn auch gerade Osterreich mich am spärlichsten unterstützte!) — da theilte mir also ein von doppelter Kriegslast abgehehelter älterer Herr (Domkapitular L. in Rottenburg) auf flüchtigen Postkarten die Abrahamica des Kgl. Konvikts in Tübingen mit, und da las ich denn u. a.

„Continuation des geflügelten Mercurii . . .

Augsburg (Aug. Ritzmann) 1702. 8^o. 91 S.“

Das also möchte der Urtitel des Büchleins sein, so seltsam und auffallend er auch klingen mag, oder besser gesagt: gerade deswegen. Bereitwilligst wurde mir das Kleinod sofort zur Verfügung gestellt. Darin stand denn auch ein echtabrahamisches Vorwort an den günstigen Leser, und die einzelnen Kapitel bestanden aus wirklichen Briefen, im Unterschied von den späteren Ausgaben, regelrecht datierten Briefen. Das war also die erste Ausgabe. Aber der Verlag? Wohl stand Abraham einmal mit einem Augsburger Verleger in Unterhandlung wegen eines Textes zu Narrenbildern, und zwar vermutlich gerade um 1702. (es kam indessen nicht zu einem Vertrags-

abschluß). Der hieß jedoch Daniel Walder und nicht U. Ritzmann. Auch die sonderbare Wiedergabe von Abrahams Titel P. (oder auch Pr.) mit „Pat.“ gefiel mir nicht recht, und ich dachte gleich an einen Nachdruck. Das Glück wollte es nun, daß ich mich inzwischen auch an die allberühmte Benediktinerabtei Kremsmünster in O. Ö. wandte mit der Bitte um Angabe ihrer Abrahamausgaben. Unter andern Schätzen barg das umfangreiche Verzeichnis wirklich auch einen echten „Mercurius“, der vom vorherigen sich offenbar nur durch das Impressum unterschied. Aber welch tückisches Verhängnis! Ausgerechnet dieses war nicht genau, nicht vollständig angegeben; doch das lag beileibe nicht am P. Bücherwart, wie ich bald erfuhr. An diesem einzigen bis jetzt bekannten und erhaltenen Stück dieser Ausgabe ist der Zuname des Verlegers sowie das Erscheinungsjahr — weggeschnitten und somit nur noch zu lesen: „Salzburg. Gedruckt bey Melchior.“ Das aber genügte mir vollständig. Heureka! Der abrahamische Urmerkur war endlich doch gefunden! Melchior Haan in Salzburg war ja einer der Hauptverleger und -drucker abrahamischer Schriften, und als Jahr der Veröffentlichung ist zweifelsohne 1702 anzusetzen; denn die Briefe sind alle von 1701 datiert und als Neujahrs Geschenk bezeichnet, also gewiß kurz vor oder nach Neujahr 1702 erschienen. — Leider konnte ich diese Urausgabe nicht benutzen, da Oesterreich während des Krieges keine Bücher ausleiht. Ich habe mich jedoch auf grund zahlreicher Vergleichen, wobei ich mich der bereitwilligen, zuverlässigen Mitarbeit des Stiftsbibliothekars in Kremsmünster erfreuen durfte, überzeugt, daß sie

nur selten abweicht von der gleichzeitigen Augsburger Ausgabe, und da nur ganz unwesentlich in der Rechtschreibung. Es gibt übrigens noch eine spätere Ausgabe, nämlich eine Neuauflage der von A. Gurger, und zwar aus dem Jahre 1720. Auch davon ist nur noch ein Stück uns erhalten geblieben: im Augustiner-Chorherrenstift St. Florian bei Linz. So ist denn von allen bis jetzt bekannt gewordenen Ausgaben des „Beflügelten Merkurius“, abgesehen von der in Heidelberg verschollenen 1714er, je nur ein Belegstück auf uns gekommen, ein Los, das jedoch auch noch andere Werke Abrahams getroffen. Als eine Art Flugschriften flatterten sie eben, nur notdürftig geheftet, *) flugs in alle Winde und gingen aber auch, vom Wolke arg zerlesen, rasch zugrunde. Um aber damit nicht auch die fruchtbaren Gedanken des großen Führer des Volkes dem unverdienten Schicksal der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, begann alsbald nach dessen Tode die emsige Arbeit der Sammler, leider aber auch die Tätigkeit der geldgierigen Verleger. **) Glück-

*) Ich habe selbst mehrere solcher Schriften in den Händen gehabt, die sich ungebunden bis auf uns erhalten haben und so auch in Bibliotheken aufbewahrt werden, und zwar meist in 4^o, doch auch in 8^o. So ist auch die Merkurausgabe von 1714 ein dünnes, nur geheftetes Bändchen in 12^o (oder kl. 8^o), und die von 1702 (Augsburg) ist zwar mit zwei andern Werken Abrahams in ein Lederbändchen zusammengebunden, aber auf dem Titelblatt sind noch Reste vom farbigen Rücken der ursprünglichen „Ungebundenheit“ zu erkennen. . . **) Die Forschung hat immer noch alle Hände voll zu tun, um Echtes vom Falschen zu scheiden.

licherweise hatte auch schon Abraham selber, aber wohl mehr auf Wunsch seiner Verehrer und Drängen seiner tüchtigen Verleger Haan und Weigel als aus eigenem Antrieb, im „Reim Dich“ (1684) und im „Beifälligen Kramerladen“ (1710) viele seiner früher einzeln erschienenen Werke gesammelt herausgegeben.

Wie aber konnte nur ein so reizend Bändchen wie „Mercurius“ den Lugaugen der Sammler und gar den Hamsterklauen der Buchmacher entgehen? Die gewissenhaften Sammler und Ordner des literarischen Nachlasses hatten ihr Augenmerk nur auf Predigten oder predigtartige Abhandlungen Abrahams gerichtet, faßten sie doch ihren berühmten Amtsgenossen (Prior Alexander a Latere Christi war sogar auch Augustiner-Barfüßer, J. Reiner, Weltgeistlicher) mehr als Gottesstreiter, als Prediger und religiösen Volkschriftsteller. Der „Beflügelte Mercurius“ aber war ein ausgesprochen weltliches Volksbuch wie seine Narrenbüchlein von 1703 und 1704 („Wunderlicher Traum von einem großen Narrennest“ und „Ein Karm voller Narr“). Damit wußten sie nichts anzufangen, und so überließen sie es seinem Schicksal. Die beiden Narrenschriften berührten alte, seit Brants „Narrenschiff“ nie ganz verklungene Lieblingsaiten im deutschen Gemüte; daher machten sie in ungeahnter Weise ihr Glück auf dem Büchermarkt und gaben den Buchmachern Lehmann und Krauß und mit Hilfe des Abschreibers Conlin auch dem genannten Daniel Walder lange reichlich Gelegenheit, sich zu bereichern; ja sie wuchsen sich sogar aus zu zwei dicken, feinen Quartbänden mit 400 und 452 Seiten Text sowie je 100 zum Teil wunderhübschen

Kupferstichen: „Centifolium stultorum“ (1709) mit seinen 100 Narren und dem weiblichen Gegenstück: „Mala galina, malum ovum“ (1711), zwei Meisterwerken von solcher Großartigkeit, daß man sie unserm schlichten Ordensmann bisher gar nicht zugetraut und sie im Grunde wohl nur deshalb für unecht erklärt hat.*) In diesen Riesenkunstwerken ging nun auch unser winziges**) Mercuriusbüchelchen wenn auch nicht vollständig auf, denn es wurden daraus nur einzelne Geschichten als Bausteine zu den Grundmauern verwendet, so doch tatsächlich unter, sodaß es von 1719 an, also nahezu seit 200 Jahren, nicht mehr im Druck erschienen ist. Es mag das immerhin auffallen, wenn man bedenkt, daß Abrahams ähnliche Neujahrgeschenke von 1703 und 1704, nämlich die erwähnten Volksnarrenbüchlein, außer den Nachdrucken eine ganze Reihe von Auflagen der echten Salzburger Einzelausgaben — bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts — erlebten. Ja, doppelt überrascht uns, daß vom „Mercurius“ nur eine einzige Haansche Ausgabe vorliegt. Doch wir müssen uns mit dem derzeitigen Stande der Forschung bescheiden und können höchstens auf weitere glückliche Zufälle in der Zukunft hoffen. Mit dem „geretteten Jüngling“ aber schnell ins große Findelhaus für ausgesetzte Geburten des Geistes, wie Lessing (Anti-Goeze VI) die Druckerei nennt!

*) Näheres darüber in meinem Lebensbild Abrahams, das soeben als Nr. 22 der Sammlung „Führer des Volkes“ beim Volksvereinsverlag in M.-Gladbach erscheint.

**) So nennt Abraham aus Bescheidenheit seine Bücher, auch die beleibteren, mit Vorliebe.

2. Was der Titel besagt.

Man ist's ja bei abrahamischen Buchtiteln sowie Kapitelüberschriften gewöhnt, daß sie einem gleich den ganzen Mann vor Augen stellen, aber auch, daß sie uns von vornherein den Inhalt verraten oder doch ahnen lassen. Was soll jedoch der wunderliche Name des dem Staube der Vergessenheit Entrissenen? Lange war er für mich auch ein spanisches Dorf; indessen gelang es mir nach mehrfachem Irrlichterieren schließlich doch, sein Geheimnis zu erlauschen. Um die Wende des 17. Jahrhunderts gab es nämlich in Wien eine Zeitung, und zwar eine der ersten deutschen, die nicht wie die früheren nur Samstags, sondern auch noch Mittwochs herauskamen. Die führte nun den Titel: „Wienerische allwöchentlich zweimal Post-tägliche Mercurii-Zeitung.“ Herausgab sie der „Universitälische Buchhändler“ Johann Paul Sedlmayr. Weiteres aber weiß darüber nicht einmal das großartige Riesenwerk des Altertumsvereins zu Wien, seine „Geschichte der Stadt Wien“. Offenbar wußte sich das Blatt nicht recht zu halten neben dem gleichzeitig erstandenen „Reichsblättl“, der beliebten italienischen Zeitung in Wien: „Il corriere ordinario“ (seit 1671) und dem noch ältern „Wiener Blättl“ (1638). Da erging denn „im Jahre 1702“ (das genauere Datum kennt auch die genannte „Geschichte der

Stadt Wien" nicht) eine öffentliche Aufforderung an die Drucker, ein Blatt zu gründen, das die Regierung auch zu amtlichen Zwecken benützen könnte. In dieser Zeit der Gärung im Wiener Blätterwalde dürfte P. Abraham den Plan gefaßt haben zu seinen Briefen über die Eheleute. Gewiß wurde auch er, der ja nicht nur als Meister des „Zungenhandwerks“, sondern seit Jahren auch als Fürst im Reiche der Feder galt, bei dieser Umwälzung im Zeitungswesen der Reichshauptstadt zu Rate gezogen. Andererseits zog er selber für seine eigene Schriftstellerei die Nutzenwendung aus seinen neuen Erfahrungen.

Am Mittwoch, dem 31. Jenner 1703, erschien, geschmückt mit dem Bilde des geflügelten Götterboten, der, in der Rechten ein Zepter mit dem Reichswappen haltend, auf der Weltkugel dahinschwebt — da erschien denn, vom Verleger der bisherigen „Mercurii-Zeitung“, mit Kaiß. „Special-Privilegio“ der „Post-tägliche Mercurius, oder Ein ganz besondere Post-tägliche Relation von den wichtigsten in Europa vorgegangenen Novellen, mit curiofen Raisonemens, und Politijchen Reflexionen untermenget, den geneigten Neu-Begierigen zur beliebten Vergnügung zusamben getragen . . .“ Das neue Unternehmen führte sich mit diesen Sätzen ein: „Die fürwitzige Musen wolten nicht allein mit denen in Parnasso Ordinari (d. h. nur Samstags) einlauffenden Zeitungen fürderhin vor lieb nehmen, sondern beredeten den über-irrdischen Erb-Postmeister Mercurium, alle Posttäg zu ihnen in die Gesellschaft zu kommen, umb über die vorkommende Nouvelles seine Sentimens, Gedancken und Muthmas-

jungen curios zu confleriren . . .“ (Wieviel reineres Deutsch schreibt doch unser P. Abraham!) Dann heißt es weiter: sogar der fröhliche Fasching, der vor der Türe stehe, habe mit seinen gewöhnlichen vielfachen Zeitvertreibungen diese neuen Assemblees nicht noch ferner, bis etwa in die traurige Fastenzeit, verschoben können; die neugierige Musenschaar habe darauf getrieben, gleich am 31. Jan., als kurz zuvor (!) die Erlaubnis von dem großen Apollo (d. h. dem Kaiser Leopold I.) indulgirt worden sei, die erste Versammlung dieses neuen Zeitungs-Collegii zu bestellen. Jedermann auf dem ganzen Parnass sei erfreut gewesen, als er davon gehört habe, und der Saal, worinnen der Mercurius nach der Musen Begehren erschienen, habe einen solchen Zulauf bekommen, daß auch Mars verschiedene Mannschafft von der Hauptwache commandirt habe, um den Eintritt nicht einem jedweden zu gestatten. (Vor 200 Jahren wußte man also die Werbetrommel auch schon kräftiglich zu rühren!) Dann zieht Merkur einen Brief aus der Tasche von Regensburg vom 23. Januar, der über die letzte Reichsversammlung berichtet, und so werden an der Hand von wirklichen oder erdichteten Briefen aus Paris, Rom, Köln u. a. die politischen Weltereignisse besprochen. In der Hauptsache sind es kriegerische; doch wird z. B. in der ersten Nummer zwischen hinein auch von der „Königlichen Schlittensfahrt den 24. dito“ (gemeint ist die des jungen Thronfolgerpaares mit seinem Hofstaat) als der einzigen Fastnachtsveranstaltung erzählt. „In Wienn scheinen die Faschings-Festin dieses Jahr nicht so häufig als vergangenes, etwann haben die turbulente Zeiten, und

unentpörlliche (!) Kriegs-Außpendungen die Schuld daran“, so beginnt dieser unpolitische Abschnitt.

Aber auch wenn der im Entstehen begriffene „Mercurius“ nicht Pate gestanden haben sollte bei Abrahams Werkchen, so gab es ja außer der „Mercurii-Zeitung“ bereits berühmte Zeitschriften dieses Namens, die der für alle Zweige des Wissens und der Bildung stets empfängliche P. Abraham wohl auch kannte, so den „Mercurie historique et politique“ aus dem Haag (1686), einen „Mercurie sçavant“ und „Mercurie gallant“, und in Hamburg erschien der „Norddeutsche Mercurius“.

So ist also der sonderbare Titel, wenigstens in der Hauptsache, fest verankert in der zeitgenössischen Literatur. Was soll aber der 1. Teil bedeuten, die „Continuation“? Ist dieses französische Wort („Fortsetzung“) hier einfach einer der unzähligen ausländischen Modesezen, womit in jenen traurigen Zeiten das Prachtgewand unserer Muttersprache von hoch und nieder verschandelt wurde? Wäre Abraham a S. Clara auch einer von den denkfaulen und wortarmen Schriftstellern, denen die fremden Waschlappen als Nothelfer dienen müssen, und nicht ein Sprachmeister und Wortschöpfer ersten Ranges, ja, dann könnte man dies allenfalls annehmen. Doch hier handelt es sich mehr um einen Eigennamen, der geheiligt ist durch die Überlieferung, sodaß also der ganze Titel unsers aus dem Grabe der Bibliotheken neu erstandenen Büchleins tief in der Heimat wurzelt. In den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts gab's nämlich in Augsburg eine regelrechte Zeitung, deren einzelne Nummern, soweit sie sich erhalten haben, alle den Titel tragen: „Con-

tinuatio der Augsburger Zeitung.“ (Man beachte die lateinische Form des Fremdworts!). Und ihre Nürnberger Schwester, die „Wöchentliche Relation“ (später: Avisen), trug den Untertitel: „Continuation der Nürnberger Zeitung“. Wie lange diese beiden Blätter bestanden haben, ist noch nicht erwiesen; denn sämtliche bis jetzt entdeckten und nur in der K. Bibliothek zu Stockholm erhaltenen Belege stammen aus den Jahren 1627—1631. Man hat gesagt, offenbar habe das Augsburger Blatt nie einen Haupttitel gehabt (Vgl. L. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens“ 1900. I S. 65.) Ich denke mir die Sache aber so: nur die 1. Nummer trug den Titel „Augsburger Zeitung“ (Unter dem Titel „Neue Zeitung“ [= Neuigkeit, neue Nachricht] erschienen ja damals die meisten der vielen politischen Flugschriften.); die zweite und alle folgenden waren eben dann Continuationen der ersten. Im Laufe der Zeit bildete sich bei Uneingeweihten (also auch bei P. Abraham) die Meinung, jeder Titel, der wohl für alle einzelnen Nummern außer der ersten paßt, komme auch dem ganzen Unternehmen zu.

Sollte dieser erinnerungsreiche Name nicht auch noch in irgend einem Zusammenhang stehen mit dem Erscheinen des abrahamschen Büchleins in Augsburg? Sonst ist ja dort kein Werk Abrahams zu seinen Lebzeiten gedruckt, nicht einmal nachgedruckt worden, es sei denn daß man auch das 7-bändige Narrenbuch von P. Abrahams literarischem Doppelgänger Conlin dazu rechnet, der sein Vorbild unglaublich kühn und gründlich ab-, ja fast ausgeschrieben.

Daß P. Abraham alle Wunderkräfte der Sprache, aber auch alle Kunstmittel der Poesie, ja in manchen Werken sogar die der Malerei (d. h. der Kupferstecherei) in den Dienst seiner volkerzieherischen Bestrebungen stellte, ist bekannt. Warum hätte er also nicht auch einmal sich einfallen lassen sollen, seine Gedanken und Mahnungen in die anziehende Form von Briefen zu kleiden, und zwar durchgehends in einem ganzen Buche? Hatte er doch schon öfters diesen literarischen Kunstgriff gewagt, so z. B. in einer seiner ersten Predigten; sie steht in der „Lauberhütt“ II S. 153 ff und führt den Titel: „Maria Heimsuchung in Mariabrunn.“ Darin verliest er einen Brief derjenigen Wiener, die am Erscheinen beim Feste verhindert sind. Gar Briefe aus Himmelshöhen weiß er uns vorzuweisen. Die 2. Predigt (gewiß auch aus frühen Jahren) in der nachgelassenen „Lauberhütt“ I heißt ja: „Bleich auf der Post kommt (von) ungefähr Ein Brieflein von den Heiligen her.“ (So ist P. Abraham selber zum geflügelten Mercurius geworden!) Wir ersieht daraus deutlich, eine wie hohe Freude der rede- und schreibfrohe Mann empfindet über die segensreiche Errungenschaft der Post, die auch weitgetrennte Menschen in Liebe vereinigt und durch deren Mithilfe er selber zu Tausenden und aber Tausenden predigen kann. Zwar ist von ihm — bis jetzt — leider nur ein einziger persönlicher Brief aus dem josephinischen Klostersturm gerettet worden, und zwar erst vor 15 Jahren, zudem umfaßt er nur wenige Zeilen und gar lateinisch geschriebene; aber wir können uns den zeitlebens unglaublich beweglichen Geist gar nicht anders vorstellen, als daß er eine ganze

Fülle von Briefen verfaßt und versandt hat. Wie oft hatte er seinen zahlreichen Bönnern und Wohltätern zu danken, den vielen literarischen und persönlichen Freunden von auswärts zu antworten auf die verschiedensten Anfragen. Von den Verhandlungen mit seinen Verlegern schon gar nicht zu reden. Wie vielmal werden besonders Brieflein von Graz nach Wien zurück und später von da nach Graz geflogen sein zu lieben alten Bekannten? Und wären es nur flüchtige Neujahrsgrüße des ewig Überlasteten gewesen, wie der uns als einziger handschriftlicher Nachlaß erhaltene Glückwunsch an den Prälaten von Garsten. Hätten wir eine Sammlung deutscher Briefe Abrahams a S. Clara, gewiß bildeten sie eine blühende Oase mit erfrischenden Quellen und erheiternden Jungbrunnen in der öden Sandwüste der landläufigen sog. deutschen Briefe des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts mit ihren hohlen Formeln, ledernen Phrasen und galiläischen Fata Morgana. In jenem einen Briefe erfahren wir ja, in welchem Stile wohl alle seine Brüder einst aufmarschierten: „Ea mente, qua teneor, id est sine fumo et fuco . . .“ So bringt da der Absender seine Neujahrswünsche in einem Satze vor: wie es so seine Art ist, ohne Besunze und Ziererei. Im „Beflügelten Merkurius“ haben wir nun doch wenigstens einen Ersatz für die verloren gegangenen, oder sagen wir lieber: verschollenen, echten Briefe. — Wohl hat P. Abraham alte und neue Vorläufer gehabt und sie vermutlich auch gekannt, z. B. den „Teutschen Secretarius“ mit seinen „nachsinigen juristischen, historischen und philosophischen Briefen“ von Harsdörffer, dem er ja auch sonst manches verdankt; aber in der

Hauptsache dürfte seine literarische Verwerthung der Briefform rein eigenen Neigungen und Bedürfnissen entsprungen sein. Im Briefe fand er ein neues Kunstmittel, seine Leser zu spannen und zu fesseln; denn er wußte aus eigener Beobachtung und Erfahrung, wie kindlich eifrig man in allen Schichten den Briefverkehr pflegte, sah, wie das Volk aus Günsthascherei und Kriecherei die Oberrn mit Glückwünschen und Belegenheitschreiben überschüttete, wie die höhern Stände einander überboten mit sog. Anwerbungschreiben (Anerbieten des Briefwechsels) oder leeren Grußbriefen, kurz er sah, wie eine Briefliebhaberei, ein Briefkultus um sich griff, die im Begriffe war, sich zu einer wahren Briefschreibwut auszuwachsen. Wie P. Abraham überhaupt immer in der lebendigen Gegenwart fußte, stets dort seine Hebel ansetzte, wo die Noth der Zeit es erforderte, so legte er nun seine milde Hand auch auf diese Modekranken und sprach als verständiger Arzt auch ihre Sprache. Und so ward lange, lange vor Rabeners satirischen Briefen das Zeitalter des Briefes, wie das 18. Jahrhundert auch genannt wird, eröffnet durch Abraham a S. Claras „Continuation des geflügelten Mercurii.“

3. Was uns der Inhalt verspricht und wie das Werk zustande kam.

Im Vorwort an den „günstigen Leser“ gibt uns der Verfasser selbst knapp Aufschluß über das den 11 Briefen zugrunde liegende Thema; es ist die ewig alte und ewig neue „Frauenfrage.“ Wohl hat er sie auch bisher schon öfters in seinen Schriften behandelt, so besonders an mehreren Stellen seines vierbändigen „Judas“; aber noch nie hat er ihr ein ganzes Werk gewidmet. Ist die Frage auch ebenso „brenzlich“ wie brennend, er wagt sich doch daran; denn die Zeit erfordert es, und Menschenfurcht hat er noch nie gekannt, weder nach oben, noch nach unten. Doch was kann ein asketischer Mönch hinter den dicken Klostermauern über diesen heiklen Gegenstand wissen? Was wird der auch uns klugen Weltkindern darüber sagen können, die wir bereits am Ehejoch ziehen, oder auch jenen, die es darnach gelüstet? — Wie aber, wann dieser Ordensmann durch seinen Beruf als Seelenarzt fast täglich Gelegenheit hat, das Frauenherz in seinen Tiefen und Höhen zu studieren, es also da kennen zu lernen, wo es sich am ungekünsteltsten gibt und geben muß: am Krankenlager, auf dem Sterbebett und im Beichtstuhl? Wenn er als Hofmann, und das war er als Kaiserl. Hofprediger einigermaßen, — wieder be-

ruslich — mit den gebildetsten und höchstgestellten Vertretern des schwachen Geschlechtes zu tun hat, aber als Bettelmönch und Wallfahrtsprediger auch mit den niedersten Klassen nicht minder häufig in Berührung kommt? Wie, wenn dieser Mann auch im Mönchsgewand seinen Mutterwitz und gesunden Menschenverstand keineswegs eingebüßt, noch auch das ungeheuer scharfe und klare Auge für die Alltäglichkeiten, ja Kleinlichkeiten des Lebens verloren hat trotz aller vielbewunderten Belehrtbarkeit? Oder wenn von seinem ganzen Charakter voll Herzensgüte und Urteilsmitde, Menschenfreundlichkeit und Leutseligkeit ein unsagbarer Zauber ausgeht, der ihm alle Herzenskammern mit den zartesten Beheimnissen alsobald eröffnet? Und wenn wir gar uns daran erinnern, daß der „weltfremde“ Kuttenmann ja auch der liebe Sohn einer sorgenden, guten Mutter gewesen, einer Mutter, die allerdings auch, und zwar bis in ihr hohes Alter, mit dem behaftet war, was nach böser Männer grundloser Behauptung das Erbübel aller Ewastöchter sein soll — mit einer etwas losen Zunge, daß er bis zu seinen Studienjahren neben 8 Geschwistern den Segen einer christlichen Familie genossen und daß ihm die jüngste seiner 5 Schwestern offenbar lange über die Knabenzeit hinaus seelisch sehr nahe gestanden: Katharina mit dem Krummbein, seine Schutzbefohlene im Vaterhause und sein dankbares „Publikum“ bei seinen ersten Predigtversuchen und Lehrproben in der Schulzeit, bemühte er sich doch noch kurz vor ihrer späten Verheiratung, sie in Onkels Haushalt zu versorgen, — werden wir dann nicht doch gespannt dem lauschen, was er über den wunden Punkt

gedacht und der Nachwelt anzuvertrauen für gut befunden? Zudem hatte er ja den anziehenden Stoff bereits einmal im Zusammenhang behandelt und ihm eine eigene Predigt gewidmet: am 25. November 1696 in der St. Katharinenkirche des Kais. Hofspitals zu Wien, wo er die Patroziniumsfestpredigt über die hl. Märtyrin Katharina von Alexandria hielt. Es war das erstemal, daß P. Abraham über eine Heilige sprach, und da benützte er die Gelegenheit, um sich mal gründlich auseinanderzusetzen mit dem weiblichen Geschlechte. Wie von ihm nicht anders zu erwarten, löst er aber seine Aufgabe nicht wie einer vom grünen Tisch, etwa durch Aufstellung grauer Theorien über die Psyche der Frau, sondern greift herzhast hinein in das volle, ihn auf Tritt und Schritt umwogende Leben, und so spricht er auch nicht über die Köpfe seiner Zuhörer hinweg, nein, mitten ins Herz trifft er sie, die er treffen will. Ein köstliches Hin und Her! Bald erhaschen sie einen leisen Tadel, dann einen scharfen Treff; bald überrascht sie ein stilles Lob, eine glänzende Verteidigung gegen ungerechte alte Vorwürfe — doch o weh! Der Pferdefuß blizt auf: alle Anerkennung galt ja nur der Heldin des Tages, der heiligen Katharina und ihresgleichen!

Diese Katharinenpredigt erschien — gewiß, ähnlich den meisten Werken Abrahams „auf vieles Begehren“ noch im gleichen Jahre 1696 gedruckt, wie ich kürzlich erst entdeckt habe, und zwar unter dem Titel: „Lob und Prob der herrlichen Tugenden, so auch (!) bei dem weiblichen Geschlecht zu finden.“ Sie fand, wie nicht anders zu erwarten, bei männiglich großen Beifall; das

bezeugen die zahlreichen Einzelausgaben, die ich habe nachweisen können.

So hat denn P. Abraham, nachdem er einmal die Herkulesarbeit der sittlichen Hebung des durch ewige Kriege und andere Nöten an den Rand des Abgrunds geratenen Volkes auf sich genommen hatte, so hat er, der Ehelose, also gar bald erkannt, daß eine Besserung nur möglich sei durch eine Erneuerung und Heiligung der Ehe, der Familie in allen ihren Gliedern. Und nun weiht er den Ehefrauen und Müttern, auf die sich ja der Bau der bessern Zukunft des Vaterlandes hauptsächlich stützt, seine ganze Aufmerksamkeit mit einem besondern Werke. Er ergreift aber nicht selbst das Wort — er ist ja nicht Sachverständiger. (Vielleicht ist seiner Zeit in diesem Sinne von einem „objektiven“ Kritiker sein „Lob und Prob“ unter die Lupe genommen und getadelt worden!) Drum bescheidet er sich diesmal mit der Rolle eines „Herausgebers“ und „Redaktörs“, indem er eine Reihe erfahrener Ehemänner bei mißfühlenden Leidensgenossen Klage führen läßt über die verschiedenen Schlag- und Kernschattenseiten ihrer sog. besseren Hälften, einmal auch der dienenden Hausgeister femogen.

[Anmerkung des Setzers! An unsern I. Frauen sind natürlich die 200 Jahre gewaltigen Fortschritts nicht spurlos vorbeigerauscht, die sie trennen von den Eheweibern zu P. Abrahams Zeiten. Sie werden daher die niedlichen Dinge, die von ihren ältern Schwestern gemeldet werden, „sine ira et studio“ aufnehmen, d. h. mit philosophischem Gleichmut, aber hoffentlich doch ohne pharisäische Selbstüberhebung, allenfalls mit gnädigem Mitleid. Und wir Ehe-

männer des 20. Jahrhunderts können uns nicht wenig darüber freuen, daß der Allerweltsdoktor Tempus, vulgo Zeit, gar manchen Schönheitsfehler an der Frauenseele wegkuriert hat.]

Ein Trost ist auch den ersten Leserinnen der Abrahamschen Ehemännerbriefe geblieben: im Vorwort heißt es doch, das Buch handle von „der Weiber Frömmigkeit und Bosheit.“ Also fromm waren sie auch damals schon! Wenn das ein Ordensmann zugeben muß, kann kein Zweifel mehr sein. So dürfen wir wenigstens doch auch auf einige Lichtpunkte hoffen und damit auf ein wirklich naturgetreues Gemälde, nicht etwa nur auf Schattenrisse und Zerrbilder. Oder schreibt der Verfasser, d. h. der Herausgeber, hier mehr als Satiriker denn als Pater Abraham a S. Clara? Er wird doch das Wort „Frömmigkeit“ in seiner wahren, guten alten Bedeutung nehmen und nicht am Ende gar wie der Pferdezüchter im Sinne von Zähmtheit und Bezähmtheit? — Sei dem, wie ihm immer wolle, hier will ich nur noch soviel verraten, daß im „Mercurius“ die Frauen nicht schlechter wegkommen als in seinem erlauchten Vorbild: dem weisen Jesus Sirach (Kap. 25 und 26) und immer noch viel besser als in Abrahams späterem „Wunderlichem Traum nebst allerlei Gedanken über die Bosheit der Weiber“, einem der saftigsten Kapitel seines nachgelassenen „Behab dich wohl!“ (Doch halt! Alles ist ja nur ein Traum.) Spricht, d. h. träumt er da nicht mal mehr beiläufig von der Frömmigkeit, sondern schlankweg nur von der nackten allbekannten Bosheit der Weiber, so kündigt er gleich im Vorwort zum „Merkur“ dessen passiven Heldinnen eine wirk-

liche Günstigung an, denn so ganz will er es offensichtlich nicht verschütten mit dem ohnehin vielverlästerten armen Weibervolk: „auch etlicher Männer großen Unverstand und Grobheit“ will er gebührend an den Pranger stellen. Das geschieht dann just dort, wo die Witwen aufs Korn genommen werden. Welche von ihnen wird es daraufhin noch wagen, sich abermals ins irdische Fegfeuer zu stürzen, woran sie doch bereits einmal die Finger verbrannt? Doch ich darf den Schleier nicht zu arg lüften, so sehr auch das Thema: „P. Abraham a S. Clara und die Frauen“ mich reizt, zumal ich es jetzt, wo der köstliche „Mercurius“ aus dem genau 200-jährigen Dornröschenschlaf erweckt ist, gründlicher behandeln könnte, als ich es vor 7 Jahren getan in einem Beitrag zu der Festnummer der Zeitschrift „Über den Wassern“ (1910, Heft 15) anlässlich der Einweihung des Abraham-Denkmal in Kreenheinstetten.

Im Vorwort gibt uns P. Abraham auch kurz wertvolle Winke über den Stil und Zweck seines Büchleins. „Auf einfältige Weis“, d. h. mit Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks und der Darstellung will er uns Bilder aus seiner eigenen Erfahrung entrollen. Und in der Tat ist die Sprache wie der ganze Inhalt durchweg von wundervoller Klarheit und echter Volkstümlichkeit. Die „zierlichen, hochmütigen, rhetorischen Figuren“ suchen wir vergebens, womit die meisten seiner Zeitgenossen ihre Werke, selbst viele seiner Amtsbrüder ihre Predigten spicken zu müssen wähnten. Er aber will sich, hier besonders nachdrücklich, nicht der bloßen „hohen Wohlredenheit“ befleißigen und damit nur den „Zuhörern die

Ohren kitzeln, unterdessen das Gehör von der Wahrheit abwenden“, sondern uns die nackte Wahrheit rund heraus mit schlichtdeutschen Worten sagen. Und so entgeht er dem Schicksal jener: „daß sie von dem gemeinen Volk nicht können verstanden werden.“ („Lauberhütt“ I 430.) Während wir in manchen seiner Schriften mit Bedauern sehen müssen, daß Abraham a S. Clara bisweilen auch der allgemeinen Modekrankheit der unnatürlichen Fremdwörterlei anheimgefallen ist, so können wir in „Mercur“ mit Stolz und Freude beobachten, wie er heldenhaft gegen den allgewaltigen Strom der Zeit ankämpft: nur ganz selten entwischt ihm unbemerkt ein ausländisches Talmiwort. Drum wollen wir es ihm recht hoch anrechnen, daß er uns ein so kernhaftes, echtdeutsches Volksbuch geschaffen, und ich kann nicht genug die Günst der Stunde preisen, die zu seiner Wiederweckung führte gerade in einer Zeit, wo wir, für die es ja auch einst geschrieben worden: das einige Deutschland-Österreich, wo wir, gewizigt durch die Kriegserlebnisse, endlich im Begriffe stehen, uns auf uns selbst zu besinnen und ganz nur auf die eigenen Füße zu stehen. — Und der Zweck dieser Briefe über die Ehe und Eheleute? Lag es etwa in der Absicht des Verfassers, eine kecke, bissige Satire loszulassen? Wenn sein Verstand je so etwas vorhatte, dann hätte ihn gewiß sein Herz daran gehindert, das Vorhaben auszuführen; denn er war von Haus aus ein viel zu gutmütiger Schwabe und dazu noch ein gemüthlicher Österreicher geworden. Niemals wollte, ja konnte er jemand verletzen, am allerwenigsten das viegeplagte zarte Geschlecht. Er möchte im Mercuriusbüchlein, wie

das Vorwort ausdrücklich hervorhebt, lediglich etwas zur Erheiterung und Aufmunterung der Gemüter beitragen, jener Gemüter, die durch die Sorgen und Lasten des Alltags flügelahm geworden und verkrämt, teilweise gar gelähmt sind durch außerordentliche Erlebnisse oder doch drohende Gefahren — war doch zu den frischausgebrochenen innern Unruhen im nahen Ungarn ein neuer großmächtiger Weltbrand gekommen: der Spanische Erbfolgekrieg, nachdem das Vaterland sich knapp erholt hatte von den französischen Raubzügen und den Todeschrecken, die der feindliche Nachbar im Osten allum verbreitet hatte.

Wären dem Verfasser nicht selber die Schwingen seines Geistes etwas gehemmt gewesen durch die gichtschweren Glieder des alternden Körpers, er hätte den kleinen schelmischen Kauz von „Mercurius“ gewiß schon beim Antritt des neuen Jahrhunderts mit seinen Schalksblättern auf den Büchermarkt geschickt. Oder blies der Benefende sich vielleicht gerade mit den lustig flatternden Liebesbriefen den Staub von der Seele weg, der sich in der lange gehüteten Zelle angesammelt hatte? Doch nein, er dachte ja nie an sich selber, stets lebte er nur für andere, und so setzte er sich hin und schrieb für seine erdweite Lesergemeinde, seine vielen alten Freunde und die noch zahlreicheren neuen Bekannten und Verehrer, einen Neujahrsgruß, einen sog. Kalender, wie er es schon öfter getan hatte für die vielen hohen und niedern Mitglieder der Wiener Totenbruderschaft. Nur kam eben diesmal kein rein religiöses Neujahrs Geschenk, kein bloßes Erbauungsbuch zu Tage, sondern ein echtes Sonntagskind seines sonnigen Humors.

Auf denn, mein lieber „Merkur“, zum neuen Aus- und Rundflug! Wiederum geht's an die Enden des alten „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“. Doch nein! Weit, weit darüber hinaus; denn auch jenseits der Schwarzweißroten und Schwarzgelben Grenzsteine unseres großmächtigen deutsch-österreichischen Vaterlandes „wohnen“ im Westen wie im Osten, sogar im Süden und selbst im Norden zu dieser Stunde noch Tausende, ja Millionen Männer, die Dein liebes, trautes Deutsch als ihre Muttersprache reden. Binde Dir drum, lieber deutscher „Merkur“, nur Deine wetterhärtesten Flügel um; ja diesmal gilt es gar eine weltweite Ausfahrt: selbst auf allen Weltwassern, sogar auf allen Meeresgründen wirst Du viele Freunde finden. Doch fürchte nichts: sollten je Dir die Schwingen erlahmen, so wird gewiß Dich einer von Deinen neuen Amtsgenossen — unsern Helden der Luft — gern in sein Flugzeug aufnehmen, zumal wenn er weiß, daß Du mit Deinen Neujahrsgrüßen aus der Heimat solch köstliche Kost den Helden an der Front überbringen willst, solch mutstählende und herzerfreuende Geistesnahrung.

Glück auf drum und gut Wind! Und kehre recht bald wieder heim — aber mit dem Ölzweiglein am Hute!

Wiesloch bei Heidelberg,
Weihnachten 1917.

Karl Bertsche.

CONTINUATION

deß
Besflügleten

MERCURI, I,

Worinnen zwar
Etwelche kurzweilige Sachen
zu lesen seynd; jedoch mit unter-
mengter sittlichen Lehr;
dem geneigten Leser, so wohl zu
einer beliebiger, als auch nützlicher
Zeitvertreibung zusammen
getragen
von

Pat. Abraham à S. Clara,
Augustiner Barfüßer, Kayserl.
Predigern, ꝛ.

Augspurg,
zu finden bey Augustin Rißmann,
wohnhaft bey St. Jörgen
Anno 1702.

Günstiger Leser!

Es hat mehrmal der postierende Merkurius (Postbote) etliche Brief und Schreiben überliefert, in welchen auf einfältige (schlichte) Weis der Weiber Frommkeit und Bosheit *) entworfen wird. Man wird aber nicht allein hierinnen finden der Weiber zumalige (besondere) Ungebärden, sondern auch etlicher Männer großen Unverstand und Grobheit. Wenn aber die Feder allzusehr hätte geschrieben oder aber sich in den Fabeln und lächerlichen Worten zu viel verstiengen, wird hiemit der günstige Leser um Vergebung gebeten; dann meine Meinung nur dahin gezelet, den Leser dardurch aufzumunteren, damit er dieses neue Jahr mit heiliger und heilsamer Ergößlichkeit anfangen und selbiges mit des Allerhöchsten Gnad zur Leibs- und Seelersprießlichkeit auch glücklich ende.

*) Die Sperrungen sind vom Herausgeber.

1.

**Schreiben an Herrn Daniel Hosenwürffel, burgerlichen
Maler in Wien.**

Insonders vielgeliebter Herr Daniel! Den überaus schönen Kupferstich habe ich durch den Gesellen erhalten, wofür ich schuldigen Dank erstatte. Kann ich dem Herrn auch in etwas dienen, so hat er nur mir und den Meinigen zu schaffen (befehlen). Ich bekenne es, daß es mir nit zum besten gehe, zumalen wenig Geld unter den Leuten und folgsam (folglich) gar keine Arbeit bei mir. Wann ich nit vorhin was erspart hätte, würde es mich fürwahr ziemlich sper (trocken) ankommen. Uuterdessen danke ich meinem Gott, daß ich gleichwohl ein frommes und liebes Weib bekommen, indem bei uns die bösen nit gar schitter (dünn) angefäet. Mein Nachbaur hat ein Weib, wann selbe der Zorn übergeheth, so fürchtet sie auch eine ganze Trouppen Husaren nit. Es ist ja nichts über eines Weibs Zorn.

Wie der jüngere Tobias zu dem Fluß Tigris gekommen und daselbst seine Füß wuschen, da ist auf ihn zugeschwommen ein großer Fisch, der ihn zwar anfangs erschrockt; aus Befehl aber des Raphaels hat er denselben aufs Gestatt (Gestade) hinausgezogen und ihm neben andern die Gall herausgenommen, womit er nachmals seinem blinden Vater das Gesicht wieder erstattet. (Tob. 6.) Mit der Weibergall hat es weit eine andere Beschaffenheit als mit dieser Fischgall; dann diese hat großen Nutzen geschafft, jene aber verursacht oft den größten Schaden. Es geben die Herren Medici zwar eine natürliche Ursach, warum die Weiber ehender in Zorn geraten als die Männer, und sagen also: daß die Weiber mehrer schädliche Feuchtigkeiten im Leib tragen, welche nachgehends durch die mindeste Ursach dergestalten bewegt werden, daß sie fermentiren und (d. h.) arbeiten wie ein neuer Most, und folgsam der aufsteigende Dampf das Hirn beunruhige und allzusehr erhize. (!) Wann dem also, so muß man billich in etwas ein Mitleiden tragen; aber der allzu große und unbändige Zorn ist ja gewiß nicht zu gedulden.

Eine manche Maria oder Mariandl ist beschaffen wie mare, (d. h.) wie das Meer: Wann das Meer anfangt zu toben und wüthen, so faimt (schäumt) es vor lauter Zorn; es schlägt und pufft die Inseln und Felsen mit großem Getös und Gewalt; es wühlet zugleich allen Unflat, welcher im tiefen Abgrund gelegen, in die Höhe und wirft denselben auf das Gestatt hinaus: Sordida vomit*) Wann zuweilen ein Weib von einem unbändigen Zorn überfallen wird, da entsethet ein größerer Tumult als dazumal, wie die Riesen (die Titanen der griechischen Sage) wollten den Himmel stürmen: sie tobt, sie wüthet, sie schreit, sie kurrret (gurrret-knarrret, knurrret), sie hupfret, sie brüllt, sie stupft, sie schilt, daß alle vier Elemente zittern, und muß nachmals alles heraus, was lange Zeit im Herzen verborgen gelegen: Sordida vomit.

Ein rachgieriges Weib ist wie ein Raſet: Wann solches einmal Feuer bekommt, da faust es, da wüthet es, da speiet es lauter Feuer aus; ja es knallet und donnert und

*) „Den Unrat gibt es von sich.“ So lautet der Sinn-
spruch eines sog. Emblems.

es krachet und trukt, daß der Luft in Furcht stehet, er möchte von seiner eignen Herberg *) verstoßen werden. Wann einmal ein Weib in Zorn und Gift erhitzt wird, da kann der beste Arithmeticus nit zählen die Schmach- und Scheltwort, welche sie in wählrender Fury ausgießet: „Non est ira supra iram mulieris.“ Eccles. 25, 23. **) (Kein größerer Zorn als Weiberzorn.)

Liebster Daniel! Mir ist selbst von einem Bürger zu Ingolstadt auf dem Holzmarkt erzählt worden, daß eines Soldatens und Korporalens Weib in selbiger Garnison eine solche Tigerart an sich gehabt, daß ihr Mann vor ihr sich mehrer geforchten als vor der Schlacht zu Nördlingen (1634: Sieg der Kaiserlichen über die Schweden), dahero er sich wenig zu Haus eingefunden, sondern meistens in Bierhäusern sich aufgehalten, wo ihn seine Kameraden mehrenteils freigelialten; jedoch mußte er immerzu den schimpflichen Vorwurf

*) Wer denkt bei diesen Schlupfwinkeln der Winde nicht an die Sage von Aeolus?

**) Im Text steht Eccles. 24. Nur in wichtigeren Fällen wurden die Bibelstellen genauer angegeben oder berichtigt.

leiden, daß sein Weib die Regentenstell ver-
trete. Einst ließ er sich verlauten, daß er so
viel bei seinem Weib gelte, daß er sie heunt
noch wolle zum Tanzen bringen. Die an-
wesenden Saufbrüder lachten hierüber und stell-
ten alsobald ein Gewett an: wann er seine
Ursl heut noch zum Tanzen bringe, so wollen
ste einen ganzen Emmer (Eimer) Bier zum
besten geben; soll es aber ihm mißlingen, da
falle die Schuld auf ihn und müß er's bezah-
len. „Gar gern,“ sagt dieser, „und schicket
mit mir zwei aus eurer Gesellschaft, damit sie
mögen genugsame Zeugnus geben.“ Welches
auch also geschehen. Wie solcher nach Haus
gekommen, da befilcht er den Zween, daß sie
sich in etwas sollen verbergen und durch ein
kleines Fensterl der Komödi zuschauen, dem
sie dann ganz behutsam nachgekommen. Kaum
daß der Korporal in die Stuben hineinge-
treten, da hat sie alsobald bei dem Spinnrädl
ein saurampfsich Gesicht gemacht. Die Zwey
draußen haben ihnen flux eingebildet, sie hät-
ten das Bier gewonnen. Er aber siehet sie
noch finsterer an, sezet beede Arm in die Sei-
ten, fangt an in der Stuben herum zu tanzen
und zu springen:

„Sauer stehst du aus,
Sauer stehst du aus,
Das ist wahr!

Aber Herr bin ich im Haus,
Aber Herr bin ich im Haus,*)
Und du bist Narr!“

Das Weib schaut ihn an, als wollte sie Feuerkübel speien. Wie nun der Mann wiederum wollt anfangen zum Tanzen und Singen, da konnte sie sich nit mehr enthalten, springt vom Stuhl auf, tritt das Spinnrädli mit Füßen, fangt auch an zu tanzen und singen:

„Ja, ich bin Herr, und du bist Narr,
Das ist wahr, du bist Narr.
Das ist wahr.“

Und stoßt ihm zugleich die Feigen unter die Nasen,**) daß ihm das Gesicht (Sehen und Hören) vergangen. Die Zwey, so diesem posslerlichen Tanz zugeschauet, die haben gelacht, daß sie hätten erbersten mögen. Der Korporal

*) Dieser Vers ist nicht wiederholt im Urtext. (Wohl Druckfehler.)

**) Vergl. ital. far il fico = den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger stecken: zum Zeichen der Verachtung.

aber schreiet überlaut auf: „Lustig, lustig! Der Simer Bier ist gewonnen!“

Mein Herr Daniel! Er hat sein Lebtag ziemlich viel Teufel gemalen; aber ich glaub, er wollte lieber einen rechten Teufel abkontrafeyen als einen solchen zopftragenden Belzebub. Mein Weib entgegen ist die Frombkeit selbst. Ich weiß mich nicht zu entsinnen, daß ste mir, solang wir hausen, hätte ein unbescheidenes Wort gegeben. Gott erhalte uns beide noch in fernerm Fried und Einigkeit! — Dem Herrn will ich nächster Tage ein Fäßl gehackte Rieben, sonst das bayrische Pulver genannt (!) bei dem Floßmann Michael Zottelsueß hinunterschicken. Wollte wünschen, daß wir noch einmal einander könnten sehen. Einen schönen Befelch an alle Verwandten und Bekannten.

Des Herrn beständiger Freund und
Diener

Bartholome Schnapfch.

Landsluet, den 12. Febr. 1701.

2.

Ein Briefel an Herrn Paul Wammesprobst, Fürnelßsieder in Wien.

Aus seinem jüngst an mich gegebenen Schreiben habe ich soviel vernommen, als habe der Herr seine ältere Tochter ausgeheiratet, und zwar selbe gegeben einem Gürtler. Meines Erachtens hat der Herr nicht übel getan, dann dergleichen Leut gleichwohl ihr Stückel Brot ehrlich gewinnen, und ist zuweilen besser einem gemeinen Handwerksmann eine Tochter geben als einem armen Edelmann, der etwan nur dritthalb Rühe in Mayrhof hat.

Moses, der große Mann Gottes, hat unter anderem auch dem Volk verboten: „Non arabis in bove simul et asino: Keiner soll einen Ochsen und Esel zugleich in den Pflug spannen“ *) weil es nämlich gar ein ungleiches Paar. Dieses ziehet der hl. Johannes Chry-

*) 5. Mos. 22, 10.

softomus auf den Eheftand und tut heilsam einraten: wann man will einen glücklichen Eheftand haben, fo foll einer feinesgleichen nehmen. „Si vis nubere, nube pari,“ fagt der Poet. Dahero hat Gott felbst den allerersten Eheftand zwischen zwei gleichen eingefekt, indem er gefagt hat: „Es ift nicht gut, daß der Menfch allein feye. Laßt uns ihm eine Hilf machen, die ihm gleich fage: simile sibi.“ Silber und Eifen laffen fich nicht zufammenschmieden, wohl aber Eifen mit Eifen und Silber mit Silber.

In dem 4. Buch der Könige*) ift eine Fabel, wie daß der Dornftrauch oder Distel auf dem Libanon zu dem großen Cederbaum gefchickt habe und denselben erfucht, er möchte doch die Tochter feinem Sohn zum Weib geben. Ein gleiches Paar, scilicet (ein „Paar“ in Gänsefüßchen): ein Cederbaum und ein einfältiger Distel! Dahero kein Wunder, daß nachmals die wilden Tier denselben stolzen Distel mit Füßen zertreten. (cap. 14.)

Dann es gar felten glückt, wann man feinesgleichen nicht heiratet. Ungereimt wär

*) Kap. 14, V. 9. Die andere Fabel, die noch in der Bibel vorkommt (Richt. 9, 8 Reichstag „der Bäume“), behandelt P. Abraham mit Vorliebe.

es, wann der Schnee wollte den Kienruß heiraten; abgeschmackt wär es, wann eine Nachtigall den Straußen wollte für einen Mann begehren; spöttlich wär es, wann eine Kron mit der Schmerkappen wollte Hochzeit machen. Aus 1000 und 1000 geratet es nicht wie mit Udalrico, Herzogen in Böhmen. Wie dieser eines (einst) auf der Jagd eine Baurentochter ersehen, welche dazumal bei einem Bach gewaschen, und, wie pflegt zu geschehen, diese ihre Arm und Füß ziemlich entblößt, da hat er sich dargestalten in sie vergafft und verliebt, daß er sie wirklich zu sich genommen und geheiratet. Es hat sich aber solche dergestalten in diesen Stand gefunden, daß sie wegen dero Vernunft und wohlanständigen Gebärden bei männiglich, vorderist aber bei dem Adel, in höchstem Wert gewest. Erstgedachte Baurentochter hat geheißten Beatrix Bozena. (Dubrav. lib. 4.) Meistens aber schlagen solche ungleiche Heiraten sehr unglücklich aus, gleichwie jene Fabel lautet, daß einmals ein Löw sei in einem großen Garn gefangen worden, aus welchem er sich gar nicht könnte wicklen. Eine Maus aber, wie sie dies ersehen, lauft alsobald hinzu und bedauert solchen unglück-

seligen Zustand, sagt anbei: wann er sie wollte heiraten, so wollte sie allein Fleiß und Mühe anwenden, ihn frei und los zu machen. „Ja, ja, gar gern!“ sagt der Löw. „Du sollst mein Weib sein; allein versäume keine Zeit, mich frei zu machen.“ Hierauf hat die Maus alle ihre Schwestern, Brüder, Schwäger und die ganze Freundschaft herzugeführt, welche dann alle angefangen zu nagen und beißen an dem Garn, bis endlich der Löw erlediget worden, welcher dann auch seiner gegebenen Parola [gemäß] nachgekommen und die Maus mit allgehöriger Solennität (Feierlichkeit) geheiratet. Aber siehe, wann man seinesgleichen nit allzeit nimmt, daß es mehrenteils nicht gut ausschlage: Als der Löw den ersten Ehrentanz mit der Maus gehalten, da ist er unachtsam umgegangen und hat diese seine Braut zu Tod getreten. „Si vis nubere, nube pari.“

Darum hat jene Baurentochter sehr löblich getan, als sie in allweg geweigert, einen verdorbenen Edelmann aus der Stadt zu nehmen. Indem diese Tochter sehr reich und von großen Mittlen, als (also, daher) hat der Herr von Inopshausen (Armenhofen) sich nicht nur einmal angemeldet, dieselbe zu ehelichen,

auch öfters diese besuchet, meistens aber bei nächtlicher Weil, damit er von den groben Baurenknechten daselbst nicht möchte Not leiden, welche absonderlich suchten, diese Maid auf ihre Seiten zu bringen. Weil nun die Gretel mit ihrem Ja nicht heraus wollte, sondern lieber ihresgleichen nehmen, damit sie nun dieses verdrießlichen Ansuchers (Bittstellers) los werde, also hat sie es den erwachsenen Baurenföhnen daselbst entdeckt, und zwar mit den Umständen, daß besagter Edelmann allzeit bei der Nacht sich einfinde und sein Pferd, welches ziemlich beindreylerisch (dürr), an den Zaun des Gartens anbinde, er nachmals durch die Schupfen (Schuppen) ganz still in das Haus schleiche. Das war alles gar gut für die Baurenkerl, welche dann ein sehr wachtsames Aug auf alles dieses gehabt, und zwar die Sach folgender Weis angestellet: Wie dieser mehrmal (wieder einmal) bei der Nacht gekommen und das Pferd verstandenermaßen angebunden, da haben die schlauben Vögel die ganz matte Gurren (Mähre) in der Still hinweggeföhret, anstatt dessen einen jungen unbändigen Stier dahin gebunden, demselben nach Möglichkeit Sattel und Geschirr aufgelegt. Über dieses

haben sie ein großes Getös und Tumult gemacht vor dem Haus mit Stangen und Spießen, daß dem Buhler das Herz fast ad Antipodas (nach Hinterindien!) gereißt, welcher dann ohne längern Verzug, weil er gemerkt, daß dieses Ladtschreiben (zum Behmgericht — Haberfeldtreiben!) ihn angehe, bei dem hinteren Thor mit anderthalb Stiesel den Reißaus genommen, mit gleichen Füßen (im Galopp) nach dem Baum geloffen, den Baum geschwind abgelöst und in den Sattel gesprungen, der Meinung, es sei sein Pferd, weil es die finstere Nacht zu unterscheiden nicht zugelassen. Kaum aber hat er den ersten Sporn gegeben, da fangt sein Klexer erbärmlich an Bu-u-u zu schreien und sich mit den Hörnern also widerspenstig zu zeigen, daß er nicht anderst glaubt, als ritte er auf dem lebendigen (leibhaftigen) Teufel, weil er ohnedas nicht gar eines guten Gewissens. Die krummen und seltsamen Sprüing durch Stauden und Hecken veranlaßten ihn zu glauben, er galoppiere wirklich der Höll zu. Er nahm ihm (sich) vor allerlei Andachten, sogar verlobt er sich (gelobte), in ein Kloster zu gehen, wann er nur diesmal aus solcher Not möchte kommen. Endlich schlägt der Stier die hinteren

Fuß dergestalten in die Höhe, daß der vor Furcht halbtote Urian (Dingsda) über die Hörner hinaus geflogen. Nachdem er sich nachmals in etwas wieder erholet, ist er ganz zerkrakt, und zwar zu Fuß, nach der Stadt gegangen, hat auch immerzu umgeschauet, ob dieser grausame Centaurus ihm nicht mehrmal (weiter) naheile.

Diese Geschichte ist in allem und jedem wahrhaft, wie dann mehrer dergleichen Begebenheiten bekannt sind. Mir gefällt die Baurngretel nit übel, daß sie ihr vorgenommen, ihresgleichen zu heiraten. Ich meines Theils, lieber Hans Paul, bin gar wohl zufrieden mit meinem Weib. Ich hätte, bekenne es, eine Doktorstochter können haben, habe aber heilsamer getan, daß ich meinesgleichen genommen, wie es dann mir nicht übel gelungen, und dank ich Gott um das Bissel Brot. Freilich gedenk ich zu Zeiten auf ein österreichisches Gläsl Wein, wie wir es mit einander genossen; aber dermal muß ich das Maul an die Bierbitschen (-kanne) gewöhnen. Befehle mich als ein alter Freund, wie ich dann (als) ein solcher leb und stirb.

Mühdorf, den 7. Merzen.

Kaspar Besenflücker.

3.

Ein Schreiben an Herrn Antoni Klossberger, Schreiber in Wien, dormalen auf der Laimgruben zu erfragen.

Liebster Herr! Ich habe unlängst allhier zu Regensburg durch einen Wienerischen Handelsmann in Erfahrung gebracht, daß der Herr noch in gewünschter Gesundheit lebe, welches mir eine sehr angenehme Zeitung (Nachricht) gewesen in Erwägung der langen Bekanntschaft, die wir in Österreich gehabt, vorderist aber zu Wien, und war unsere Freundschaft zwar nit gebauet auf einen Felsen, wohl aber auf den Steindlwirt („z. Stein“), bei dem wir mehrmal eines fröhlichen und guten Muts gewesen sein. Es hat mir aber auch gedachter Handelsmann umständig (ausführlich) beigebracht, daß mein Herr das andertemal nicht sei so glücklich gewesen im Heiraten, sondern habe eine

genommen vom Hundsturm (So hieß das Schönbrunnertor auch noch) herein, und darum belle sie den ganzen Tag.

Ich bestehe es, lieber Herr Antoni, dieses ist nicht ein schlechtes (schlichtes) und geringes Kreuz. Ich hab mehrmal in der Predig gehört, daß Petrus, [um] weil er kein Geld gehabt, den Tribut zu zahlen, habe aus Befelch des Herrn einen Angel ins Meer geworfen, einen Fisch herausgezogen, in dessen Maul er bares Geld gefunden. Meines Nachbarn Weib, die ich von Frühe bis auf die Nacht höre, ist auch ein solcher Fisch, der immerzu „Gelt“ im Maul tragt; aber das mag wohl der Teufel geprägt haben. Heut zu Mittag hat sie immerzu geschrien: „Gelt, du Schelm! Kannst du es laugnen, daß du bei dieser und dieser bist gewesen? Gelt, du Flegel, meine Mutter kann dir es sagen, was du für ein Zoberl *) bist! Gelt, Ochsenmichel, du bist an keinem Ort sicher, wo dich nicht allenthalben die Schuldner (Gläubiger) anfrähen! Gelt, Bärnhäuter,

*) Also nicht bloß Schimpfwort für eine leichtsinnige Frauensperson, wie es bei Hügel, „Der Wiener Dialekt 195“, heißt.

du lähest mich gern sterben! Trutz!" — Ey wohl ein güldenes Göschel re.!

Nachdem das Volk mit ihrem Führer Moyses durch das Rote Meer passiert, hat er über alle Maßen frohlocket, sogar des Moyses Schwester hat mit anderen Weibern auf der Trommel geschlagen: „Mulieres post eam cum tympanis.“ (Exod. 15.) Dieses Jubilieren, mit der Trommel Schlagen gehet hin, und ist es Gott wohlgefällig gewesen — aber wann ein Weib den ganzen Tag die Manteltrommel rührt, das hat der Teufel gesehen. Wann man von dem Wort Prigel das „P“ hinwegnimmt, so verbleibet Rigel; wann man von diesem das „R“ abzwicket, so bleibt Igel: alles dieses findet man bei einem stets polterischen Hausgespenst. Wann man sie begrüßt und corrigirt mit einem Prügel, so bleibt der Riegel nicht aus, den sie dir zur gewissen Zeit und Gelegenheit schießen (vorschieben) wird, und solcher Riegel ziehet mit sich einen Igel, das ist: lauter Spiz und Spieß, dann sie wird sich in allweg wollen rächen — wie ich dann von einer gelesen: Unweil solche das Schwert ihrer Zungen mehrer gebraucht, als sich gebühren wollte, also wurde sie derentwegen von ihrem Mann mit

vielen Ohrfeigen ziemlich traktieret (= bewirtet), daß sie also wider ihren Willen mußte den Regimentsstab ablegen. Was geschieht? Das Weib sinnte eine lange Zeit nach, wie sie sich doch wiederum könnte an ihrem Mann rächen, demselben eine Forcht einjagen und folgsam die Meisterschaft wieder an sich bringen, erdenkte endlichen diesen Rant: Sie gehet einmals, da der Mann schon zu Bett, in den Keller, faugt hernach ganz überlaut an, gäh (plötzlich) zu schreien: der Mann soll hinunter kommen und ihr helfen, weil der Zapfen aus dem Faß gesprungen, sonst würde alles Bier im Keller ausrinnen. Der Mann sprang eilends zum Bett heraus, und weil er seines Handwerks ein Weber (welche ohnedas müssen immerzu die Füß brauchen), kommet er kaum mit drei Sprüing in' Keller. Da sagt das Weib: er sollt nur den Daum für das Zapfenloch stecken, sie wollt inzwischen den Zapfen suchen. Der Mann laßt sich diesfalls leicht überreden, haltet gar emsig das Loch zu, damit das Bier nicht herausrinne. Unterdessen ist die Frau nicht faul, erfasset eine große und schon hierzu bestellte Kluten, gibt dem Mann, diesem armen Bierhüter, einen solchen Pro-

dukt (Tracht Prügel) und erschlagt ihm den —
Postrianum (Sizleder) dergestalten, daß er Mordion
geschrien. Er aber war also karg (geizig) und
wollte gleichwohl den Daum nicht von dem
Zapfenloch nehmen, damit nur das Bier nicht
in Keller laufe. Unterdessen tät sie tapfer auf
ihn streichen. Endlich konnte er auch nicht
länger aushalten, sondern ließ Bier Bier sein
und wollte das Weib beim Kopf kriegen. Die
saunte sich aber nicht, sondern entwischt in
aller Eil aus dem Keller, verschloß die Thür
und laßt den armen Tropfen mit seinem so
geringen Sommerkleid darinnen. Da mußte
er die ganze Nacht im Keller vorlieb nehmen
und bei dem ausgelassenen Bier Schildwacht
halten. Auch wäre er vor lauter Frost schier
gestorben. Darauf laßt sie ihn mit zuvor ge-
machtem Akford (Zustimmung) und eidlicher
Versprechung, daß er ihr die Herrschaft lassen,
auch sie nimmermehr schlagen wolle, aus dem
Keller. — Lieber Herr Antoni, ob ich schon,
wie oben gemeldet, vernommen, daß der Herr
ein solches Bankeisen, einen schlimmen Muffti, *)

*) Beliebte Schelte bei Abraham. Anspielung auf
muffen = übel riechen.

einen so scharpfen Hausbejen bekommen, so will ich keineswegs glauben, daß selbe also spöttlich mit dem Herrn verfare wie erstgemeldete Megaera (Furie). Ich schwöre es: wann mir dergleichen Schimpf von meinem Weib würde angetan, ich wollt sie und meinen Hund, den Koller (andere Lesart: Kohli), an eine Ketten binden. Ich wäre versichert, daß kein Dieb zur Haustür würde hineinkommen. Wann der Herr mir etwas von gutem Fürneiß will überschicken, so kann es geschehen durch den gewöhnlichen Nürnberger Boten, welcher zu Wien im Steurhof die Einfuhr nimmt. Wann dem Herrn unser Regensburger Met (Mauschtrank aus Honig und Bier oder Wein u. a.) wohl schmecket, so wird mit nächstem wieder ein Faß folgen.

Mithin sei der Herr samt den Seinigen von mir schönst begrüßt.

Dienstbefliffner

Nikolaus Modimaul.

Regensburg, den 9. Jenner 1701.

Brief an Herrn (Tit.) Johann Augustin Klehenauer, *)
beeder Rechten Doktorn in Wien.

Lieber Herr Bruder! Seine Korrespondenz ist mir über die Maßen lieb und wert, und erfreuen sich alle meine guten Freund allhier, wann ich was Neues von Wien ihnen kommuniziere (mittheile), meistens darum, weil der Herr Bruder alles mit Grund und Wahrheit wohl überschreibt. In anderen Partikularbriefen (Privat-), so zuweilen dieser und jener Kaufmann von Wien bekommt, findet man ganze Körb und Butten voll mit Lugen angefüllet. Meine meiste Unterhaltung ist, etwas Neues zu lesen oder zu hören, weilen ich ohnedas ein Wassertrinker und also keine andere Ergözlichkeit habe. Unterdessen tue ich dem Herrn Bruder auch etwas überschreiben von der Kargheit (dem Geiz) der Weiber.

*) Zu Klehe = Holzbirne (oder zu Klette?!)

Unser lieber Herr prangt mit dem Kreuz und der Teufel mit dem Geiz, den er in der ganzen Welt häufig ausgeübet, dahero die Menschen weit geneigter sind zum Nehmen als zum Geben, vorderist aber die Weiber, und hat jene Samaritanin, mit welcher Christus der Herr beim Brunnen geredet, sehr viel Schwestern in der Welt; dann wie der Heiland von ihr einen Trunk Wasser begehrt, da hat sie ihn ganz wettersüchtig angeschaut und gesagt: ob er dann nicht wisse, daß die Samaritaner mit den Juden keine Gemeinschaft haben, weil sie nicht eines Glaubens. Sobald diese aber von dem Herrn vernommen, daß er einen weit besseren Trunk habe, und zwar einen solchen, der einem das ewige Leben bringt, da hat sie ihn alsobald einen Herrn tituliret: Domine, da mihi hanc aquam: „Herr, gib mir einen solchen.“ Zum Ausgeben verstund sie sich nicht; aber zum Einnehmen war sie urbie-
tig: „Da, da!“ (Gib, gib!)

Allbekannt ist, daß in der sündigen Stadt Sodoma der Loth sei gewesen wie ein glanzender Stern in einem finstern Gewülk, wie ein kostbarer Smaragd in Mitte des Kots, wie ein theures Perl in dem rauchen Meersand. Loth

blieb beständig, gerecht und fromm unter so gottlosen Leuten. Neben anderen Gott wohlgefälligen Tugenden hatte er vorderist die Liebe und Freigebigkeit gegen die Fremden. Wie auf eine Zeit zwei Engel in Gestalt der Fremdling nacher Sodoma gekommen, da ist ihnen der Loth alsobald entgegen gegangen und hat sie mit aller Höflichkeit in sein Haus eingeladen, auch selbe mit einem guten Nachtmahl versehen, wessenthalben die Engel ihm den Untergang der Stadt angedeutet, auch ihn, sein Weib und die zwei Töchter aus der Stadt salviert (gerettet), jedoch mit dem Befelch, es solle keines umschauen. Es konnte sich aber das Weib nicht enthalten, sondern wie sie das erschröckliche Präpeln des Feurs gehört, da hat sie sich umgewendet, zu sehen, wie es dann der elenden Stadt ergehe, worauf sie alsobald in eine Salzsäulen verkehret worden, welche noch auf den heutigen Tag stehet. Es sagen die Hebräer bei Lyranus, *) daß sie dessentwegen sei in eine Salzsäulen verkehret worden, weil sie einen Abend zuvor, als sie das Nachtmahl

*) Dem berühmten Eregeten Nikolaus von Lyra. Bekannt ist der Vers, der ihn mit Luther in Verbindung bringt.

zugerichtet für diese Fremdling, mit allem Fleiß (Absicht) die Speisen nicht habe gesalzen, damit nur diese ein andersmal nicht mehr möchten einkehren; dann sie war eine aus den kargen Schwestern.

Zur Zeit des hl. Petrus haben sehr viel Glaubige eine freiwillige Armut angetreten, auch dessentwegen Gott selbst ein Gelübde abgelegt. (Act. 5). Unter diesen waren auch Ananias und sein Weib Saphyra, welche beede ihre Acker und Gründe (Wiesen) verkauft. Den Kaufschilling aber mußten sie zu den Füßen der Apostel legen vermög ihres Gelübdes. Ananias aber hat etwas an Geld zurückbehalten mit Wissen und Willen seines Weibs: *Conscia uxore etc.* Gar glaublich ist es, daß ihn sein Weib dazu veranlaßt habe, auch etwan gesagt: „Mein Mann, schau: die Zeiten sind ungleich; es möchte einmal eines aus uns krank werden, da wird uns ein solcher Notpfennig gar wohl taugen. Wir können dazumal (dann) mit Arbes (Erbsen) und Linsen nicht vorlieb nehmen. Die Tafel der Apostel ist ziemlich spär (trocken, mager). Was wollen wir uns dann ganz und gar entblößen?“ *Conscia uxore . . .* Gar vermutlich ist es, daß

dergleichen Wort die Saphira habe gebraucht; dann die Weiber sind meistens gesparfam und gehen mit gar gern, welches auch aus folgender Geschichte genugsam zu ersehen ist.

Zu Erdfurt in Thüringen war eine Schneiderin, welche ihren Gesellen gar eine schlechte und dürre Tafel gehalten, also zwar, daß sie niemalsen satt gegessen, derentwegen kein Gesell wegen solcher fahlen und kalten Ruchel lang geblieben. Es mußte herentgegen der Lehrling alles mit der größten Geduld übertragen. Dieser aber war ein ausgemachter Erzschelm und machte die Meisterin öfters vor allen Leuten zu Schanden. Einst in Beisein anderer Gäst legt sie ihm ein Bröckel Fleisch vor nit größer als eine Palesterkugel (Palester = Armbrust). Da hat der Bub geweint, beede Händ darüber gehalten und überlaut aufgeschrien: „Au wehe! Au wehe!“ Die Gegenwärtigen erschraden nicht ein wenig, dergleichen auch die Meisterin, welche dann also bald gefraget die Ursach dieses Geschreis, worauf der Bub geantwortet: „O meine Frau! Es ist eine Fliegen zu mir geflogen; dessentwegen hab ich also geschrien; dann ich hab gesorchten, sie möcht mir mein Stück Fleisch

wegtragen.“ Das war ein subtiler Nadelstich, den die Meisterin gar wohl konnte verstehen. — Dieser Bub hat es mehrmalen erfahren, daß seine Frau (Herrin) ihrem Mann, auch ihr selbst, lauter gute Bissel gekocht, er aber mit der schlichten Wasserjuppen mußte vorlieb nehmen. Also hat er diesen ihm wohlgedeigten Fund (gelungene, gediegene Finte) erdenket: Wie der Meister und sie auf eine Zeit einen guten Braten und Röchel vor ihnen (sich) gehabt, da hat der Bub über alle Maßen angefangen aufzuschneiden. „Frau,“ sagt er, „ich hab einmal einem Schuester einen Knoll Pech genommen und in Sack geschoben. Wie mich nachmals mein Vater übers Land geschickt und (ich von) ungefähr einen Hasen laufen gesehen, da habe ich ihm den Pechschrollen an Kopf geworfen, und weil durch solches Getös ein anderer Has aufgestanden und beede mit den Köpfen zusammen geloffen, da sind sie dergestalt zusammengepicht, daß ich sie über die Achslen genommen, einen vorn, den andern hinten her und folgsam alle zwei lebendig nach Haus gebracht.“ — „Ey, so lüg!“ sagt die Meisterin. „Du Bärnhäuter, so lüg!“ — „Frau,“ sagt der Bub, „wann das nicht wahr ist, so stoß mir

dieser Bissen (nimmt zugleich ein Stück Brätzl ihr von dem Teller) das Herz ab. — Das hat ihm wohl geschmecket. — Bald hierauf faugt er mehrmal an aufzuschneiden. „Frau, mein Vatter hat es mir erzählet nicht nur einmal, weil er selbst darbei ist gewesen: Wie die Kaiserlichen die Festung Neuhäusl in Ungarn belägert (1685), so ist einem Musquetierer mit einer Stückfugel (Kanonen-) der Fuß wurz (ganz) abgeschossen worden, also daß solcher in Stadtgraben hinunter gefallen. Auf dieses ist der Kerl dergestalt erschrocken (wie dann billich), daß er alsobald darvon geloffen, und zwar drei gute teutsche Meil und hat vor Schröcken nicht einmal gewußt, daß er nur einen Fuß habe.“ — „Ey, lüg!“ sagt mehrmalen die Meisterin. „Du Schelm, so lüg!“ — „Frau,“ sagt er, „wann das nicht wahr ist, so friß ich (nimmt ihr zugleich ein gutes Rüchhel vom Teller) den Tod hinein.“ Dem Buben grauste gar nicht vor solchem Bissel. Er fuhr noch mehrer fort und erzählet: daß Thomas Strohwisser, seines Vaters Nachbaur, habe einen Raben gehabt, der ganz heimlich (zutraulig, zahm) gewesen und mit dem Schnabel trug einem Kanzelisten hab schreiben können. Er

ließe aber seine diebische Natur nicht, sondern hat alles und jedes gestohlen; ja sogar seinem Wirt selbst hat er drei Ochsen aus dem Stall genommen, und hat man nachmals solche auf dem Knopf des Kirchenturms gefunden. „Hör auf zu lügen,“ sagt die Meisterin, „du schlimmer Schelm!“ — „Frau,“ sagt er „wann das nicht wahr ist, so lauf ich (nimmt zugleich ein groß Glas Wein der Meisterin hinweg) lauter Gift hinein.“ Der Bub hat nie so gut gelebt als damal. Die Schneiderin aber wurde hierüber zornig, schlägt den Buben ins Gesicht, sprechend: „Auf eine Lug gehört eine Manttaschen.“ Der Bub, nicht faul, gibt dem nächsten Gesellen auch eine gute Ohrfeigen mit diesem Zusatz: „Laß's herumgehen, so kommt's auf die Meisterin auch.“ — Der Herr Bruder wird billich lachen über die Bosheit dieses verschlagenen Lehrlings; mir aber gefallet der arglistige Bub, daß er die Kargheit seiner Frauen so artig beschimpfet hat. Im übrigen erwarte ich wiederumben etwas Neues von Wien; dann allhier gibt es wenig, außer daß noch immerdar Kaiserliche Trouppen durchmarschieren. Gott gebe es, daß der Adler in Welschland ohne Sieg und Viktori nicht abfliege! His me

intime & infime commendo. (Damit empfehle ich
mich herzlichst und ergebenst.)

Dein treuister Bruder

Franz Karl Wetzmilch

Notarius Publicus.

Bozen in Tyrol, den 24. April 1701.

5.

Schreiben an Herrn Hans Adam Kagenbeißer, Sollicitatorn (Kanzleivorsteher eines Anwalts) zu Wien
in der Vorstadt.

Des Herrn angenehme Zeilen haben mich absonderlich erfreuet, umweilen ich vernommen, daß sich der Herr samt den Seinigen noch in gutem Stand befinde. Ich bestehe es, daß ich etliche Jahr zu Wien mich aufgehalten und bestens beflissen, mein Fortun (Glick) daselbst zu suchen. So hab ich aber niema! meinen gewünschten Zweck erreichen können, demnach anderwärts, und zwar allhie zu Straubing mich seßhaft gemacht. Die Alte, welche ich geheiratet, hat mir schöne Mittel zugebracht, welche ich mit der Hilf Gottes bishero auch in ein Merckliches vermehrt. Allein allhie zu Straubing sezt mir meine Alte wenig Strauben (Sprizkrapsen) auf, wohl aber solche Schlick-

krapsen, *) daß ich sie hart verdäen kann. Unser Prediger hat verwichenen Simoni und Judä (28. Oktober) meine Alte stattlich getroffen. Die Predig hab ich fast von Wort zu Wort gemerkt, wie es folgjam (im folgenden) der Herr zu vernehmen hat:

Drey Engel in Gestalt der Fremdling kamen zu dem Abraham und werden von ihm auf das höflichst empfangen. Nach diesem bringen sie ihm eine gute Zeitung (Nachricht), daß er nämlich werde einen männlichen Erben bekommen, worüber die Sara hinter der Thür nicht ein wenig (sehr) geschmukt (geschmunzelt), und sagte zu ihr selbst: „Dominus meus vetulus est.“ Wohl, ihr Weiber! Sara nennt ihren Mann einen Herrn: „Dominus meus“, keinen Schelm, sondern einen Herrn, keinen Schlenkel, sondern einen Herrn, keinen Partitemacher (Mänkeschmied), sondern einen Herrn, keinen Büffelkopf, sondern einen Herrn, keinen Esel,

*) In einem Kochbuch meiner Frau (Kath. Prato, „Die jüdd. Küche“, Graz, Styria 1892, S. 95 f.) steht eine lange Soße darüber, die ich auch nicht verdauen kann. Da es offenbar was Leckeres ist, mag ich mich jetzt, in der Zeit der magern Fieltschlöpfe, auch gar nicht näher damit befassen. Wer Lust hat, sehe selbst nach.

sondern einen Herrn, keinen Narren, sondern einen Herrn, keinen Lümmel, sondern einen Herrn, keinen Puffer, sondern einen „Dominus meus“ (Gen. 18, 12).

David hat die Archen des Herrn oder den Bundskasten aus dem (Haus) Obededom in seine Stadt geführt mit aller Solennität und Herrlichkeit. Neben anderen aber hat er aus lauter Freuden und Frohlocken vor der Archen des Herrn dahergetanzt, welches die Michol, [als] seine Gemahlin, unter dem Fenster wahrgenommen und hierüber einen solchen Verdruß gefaßt, daß, wie er (der David) nacher Haus gekommen, (sie) so voller Gift und Born ihm entgegengangen, ein Gesicht gemacht, als hätte sie ein Duzet Teufel geschluckt, die Zähne gebleckt, als wollte sie mit Fleischhackerhunden duelliren, mehrer Runzeln auf dem Hirn zusammengezogen, als da Falten hat ein neugestärkter Schorrock (eines Priesters), gesaimt (geschäumt) wie ein abgematteter Postkleeper, endlich neben vielen höhnischen Spottworten ihn gar einen Lottersbuben heißen: „quasi unus de scurris“ (2 Reg. 6, 20: „wie einer der Poffenreißer.“) Es ist gewiß, daß sie der gerechte Gott dessentwegen mit der

Unfruchtbarkeit habe gestraft, weil sie ihrem Herrn einen so schimpflichen Namen gegeben.

Der fromme und alte Tobias ist ziemlich von Gott dem Allmächtigen versucht worden; doch hat er alles mit größter Geduld überwunden: „Non est contristatus.“ Der Sanna-cherib hat ihm sein Hab und Gut genommen: non est contristatus, das hat er gern gelitten. Die Schwalben haben ihn um das Gesicht gebracht: das hat er gern gelitten. Die Benachbarten haben ihm, umweilen er die Toten begraben, spöttisch zugeredet: das hat er gern gelitten. Hohe und niedere Standspersonen haben ihn verfolgt: Das hat er gern gelitten. Wie er aber einmal ein Geißböckel im Haus hat gemekzen (meckern) gehört, welches seine Anna nach Haus gebracht, da hat er nur diese Wort geredet: „Videte ne forte furtivus sit. Sehet zu, daß dies Geißböckel nicht etwan gestohlen sei.“ Über diese Wort hat sich die Anna dergestalten erzürnet, daß sie ihn erschrocklich die Planeten gelesen (gewahrsagt): er sei nämlich daran schuldig wegen seines verschwenderischen Almosengebens, daß sie sich jetzt müß mit der harten Arbeit ernähren, indem sie doch von einem guten Haus und adelichen Eltern; ja,

ſie müſſe nicht nur allein ihr (ſich), ſondern dem blinden Totengräber ſelbſt das Brot gewinnen: et aliis hujusmodi verbis etc. Mit dieſen und andern dergleichen Worten gab ſie ihm einen Verweis. Wie müſſen aber dieſelben Wort gelautet haben? Die Heil. Schrift ſagt weiter nichts; ich aber glaube, ſie habe ihm aus unmäßigem Zorn allerlei Spottnamen gegeben, welche ihm dergestalten ins Herz gegriffen, daß er gewünscht, lieber zu ſterben, als bei einem ſolchen Weib leben. Alles und jedes hat er mit lobwürdiger Geduld übertragen; aber dieſe Hausplag dunkte ihm zu ſchwer.

Ich ſelbſt habe einen ſolchen Feuerhund gekennet, welcher unaufhörlich mit allen erdenklichen Spottnamen ihrem Mann begegnet, ſo dann eine genugsame Ursaſch war, daß er ſie täglich geprügelt. Einſmals auf den Abend ſagt er bei der Tafel: „Mir iſt es, als hätt ich etwas vergeſſen. Ich denk hin und her, es fällt mir nicht ein.“ Darauf hat der kleine Sohn geſagt: „Vater, ich weiß wohl, was du vergeſſen haſt.“ — „Was da, mein Kind?“ — „Vater, du haſt heut vergeſſen, die Mutter zu prügeln.“ — Dieſer Hauswolf, ſein Weib,

hat ihm die schwächlichsten Namen geben; unter andern hat sie ihn öfters einen Lausnickel genannt, welches ihn, wie billich, über die Maßen verdrossen, also daß er nach vielen harten Schlägen endlich ihr gedrohet, er wolle sie in einem Brunnen ertränken. Uneracht dies (trotzdem) fahret sie immer fort mit dieser ihrer Motetten (alten Leier): Lausnickel, Lausnickel 2c. Endlich nimmt der Mann einen starken Strick, bindet solchen ihr um den Leib und laßt sie in Brunn hinunter bis an den Hals. Gleichwohl hat sie nicht aufgehört zu schreien: „Lausnickel, Lausnickel!“ Er lasset sie demnach so tiefer, daß ihr bereits das Wasser ins Maul geronnen. Weil sie dann nicht mehr konnte schreien, so hat sie beide Händ in die Höhe gehebt, die zwei Daumnägel auf einander gedrückt und mit diesem Zeichen ihn noch einen Lausnickel (= Knicker) erklärt. O mein GOTT, wer kann solche Bosheit mit Geduld übertragen? Wann einer eine solche Wetterglocken stets im Haus hat — es müssen ihm ja die Ohren wehe tun.

Diese Predig hab ich verwichenen Simon und Judä - Tag gehört und meiner Alten zu Haus repetiert, aber schlechte Verkünd-

zetteln*) davon getragen. Ich bin es endlich schon ziemlich gewohnt; allein meine Geduld möcht mir mit der Weil wurmstichig werden. Ich hab anfangs glaubt, sie werde über Jahr und Tag nicht leben; dann sie war eingefallen wie eine ausgeblasene Sackpfeifen; aber die Hausmittel und stete Schmiererey hat sie wieder so frisch gemacht, daß ich schier vermeine, der Tod sei ihr neutral worden. Ich muß es endlich (schließlich) alles dem Höchsten überlassen, und ist wohl derjenige glücklich (wie dann der Herr auch), dem ein frommer Ehegatt zuteil

*) Als es noch keine Amtsverkündiger und Kirchenzeitungen gab, wurden auf der Kanzel nach der Predigt auch andere Dinge als Ehevorhaben u. ä. von einem Zettel verkündet, so der Verlust von Kostbarkeiten. (Im „Behab dich wohl“ S. 38 meldet P. Abraham den Verlust der deutschen Redlichkeit und Treue. „Wer beide gefunden, bringe solche in die Sakristei.“) So mögen auch öffentliche Rügen erteilt worden sein, wie jetzt noch gegen säumige Kirchenlehrpflichtige. Im „Wohlangefüllten Weinkeller“ liest man: „Viel (es ist von Dienstboten die Rede) sind also beschaffen, die nicht allein das Kehrkot aus dem Haus tragen, sondern auch alles, was im Haus geschieht und vorbeigeht, und weil sie nicht predigen können, so wollen sie doch die Verkündzettel ablesen.“

worden. Ich schließe es mit schönstem Bejehl
an dero Liebste.

Straubing, den 4. Nov. 1701.

Meines Herrn dienstwilliger

Sebastian Butterschmid.

Schreiben an den Herrn Oswald Bratlophski,
Wechselherrn (Bankier!) in Wien.

Des Herrn den 4. hujus (dieses Monats) datirtes Schreiben hat mich nicht wenig bestürzt gemacht, indem der Herr meldet, daß man eine Reformation wegen der Münz wolle an die Hand nehmen.*) Meinestells tät ich es nicht viel achten, wann ich nicht unlängst hätte ein Kapital per 3000 Gulden aufgenommen, wird also meinerseits ohne Schaden hart (kaum) ablaufen. Neben diesem — nulla calamitas sola (Rein Unglück kommt allein) — tue ich dem Herrn zu wissen, daß mir vor etlichen Tagen ein Dienstmensch über die 1000 Reichstaler habe entfrembt (entwendet), und wie ich umständig (ausführlich) vernimm, soll sie zu Wasser nacher Wien gefahren sein.

*) Die schwere Zeit, die das Münzwesen um 1670 durchgemacht hatte, war noch in frischer Erinnerung.

Ich hab dem Schlepfsack alles vertraut, indem sie schon etliche Jahr bei mir und (ich) keine einige Untreu an ihr wahrgenommen. Man findet gleichwohl da und dort fromme und tugendsame Dienstmägd, wie dann die heilige Dula, die heilige Eubetia, die heilige Mathildis, die heilige Notburga lauter Dienstmägd geweest sind. Die schöne Rachel im Alten Testament hatte eine Dienstmagd namens Zelfha, die war gar ein frommes und treues Mensch; desgleichen hatte die Lia, der Rachel Schwester, ebenfalls eine Magd, Bala genannt, welche in allen und jeden sehr gut und untadelhaft gelebt hat.

Was kann lobwürdiger geweest sein als der tapferen Judith ihre Dienstmagd, welche ihre Frau durch die größte Gefahr, ja durch das ganze feindliche Lager der Assyrier begleitet hat, ja sogar in ihrer Zurückkehr des entleibten Holofernis Haupt verborgen mit sich getragen? Wann sie Gott nicht hätte vor Augen gehabt und hätte aus Untreue ihre Frau verraten, so wäre ihr eine namhafte Summa Geld nicht ausblieben, wie nicht weniger eine Heirat mit einem vornehmen Obristen. Sie war aber fast so fromm und voll-

kommen als ihre Frau. — Wie die Rhodier Helena wollten umbringen und aus dem Weg raumen, da ist eine aus ihren schönsten Dienerinnen gewesen, welche die königliche Kleidung angezogen und folgsam von den Rhodiern in Meinung, als wäre es die Helena, ermordet worden. (Polienus lib. I Stratagem.) Es gibt also noch an allen Orten fromme und tugendsame Dienstmägd; aber die Anzahl der bösen, der frechen, der untreuen, der nichtsnutzigen ist viel größer. Man hat dessen ein scheinbares (glänzendes) Exempel an der Agar, welche eine Dienstmagd gewesen bei des großen Patriarchen Abrahams seiner Gemahlin, der Sara. Dieses Mensch war anfangs ein gemeiner Grindschüppel, erzogen in einer mit Stroh bedeckten Hütten. Weil sie aber bei dem Abraham nicht wenig golt, hat sie sich dergestalten übernommen und ist also hochmütig worden, daß sie nicht allein öfters der Sara den gebührenden Gehorsam abgeschlagen, sondern sich mehrer geschäzet als ihre Frau selbst, welches leicht aus den Worten, so der Engel in der Wüsten zu ihr geredet, abzunehmen und zu schließen: *Reverte ad Dominam tuam et humiliare sub manu illius.* Kehre wieder zu deiner Frauen und de-

mütige dich unter ihrer Hand." (Genes. 16.) — Jene Dienstmagd, welche verursacht, daß Petrus so schändlich den Herrn verlaugnet, ist ebenfalls ein schlimmes und freches Mensch gewesen; dann wie hat sie können wissen, daß Petrus ein Discipul und Jünger Christi sene, als eben daher, weil sie eine lautere Straßentreterin gewesen, allen Männern frech ins Gesicht geschaut, dahero an einem und andern Ort wahrgenommen, wie Petrus mit dem Herrn gingen?

Lieber Bratlophski, wann ich wollte alle schlimmen Stückel der Dienstmenscher beschreiben, so müßte ich einem ganzen Duket Schwänen die Federn ausreißen. Eines kann ich dir gleichwohl nicht verbergen, was sich an unserem Ort unlängst zugetragen:

Ein Tischler oder Schreiner hatte zwei Gefellen; einem aber aus diesen, so bereits eine lange Zeit in selbiger Werkstatt, war das Mensch (Dienstmädchen) nicht gar ungeneigt, (hat) dahero ihm in der Geheim öfters aus der Kuchel ein gutes Bissel zugesteckt, und mußte immerzu, wann die Meisterin den Abgang wahrgenommen, die Rak alle Schuld tragen. Ja, wie sie einmal derenthalben zu

sehr angestrengt worden, ist sie (die Magd) gar in diesen Fluch ausgebrochen: „Wann's die Katz nicht hat genommen, so soll mich der lebendige Teufel holen!“ Kaum daß sie diese Wort ausgeredet, da ist die Mästschwein, so (von) ungefähr ausgekommen, in die Kuchl hinein gerumpelt. Das Mensch glaubte nicht anderst, als jene es der Teufel, bekennete demnach alsobald: die Frau woll ihr's verzeihen, sie hab dem Gesellen, dem Hansen, zuweilen etwas zugesteckt, weil er ihr öfters die Hobel-scheiten zutragt, wann sie das Feuer auf dem Herd annacht. — Diese Magd mußte aus Befehl des Meisters alle Tage frühe um vier Uhr die Gesellen aufwecken, welches da geschah mit einem starken Klopfen an die Thür. (Schlag. Vgl. Seufzer, bei Abraham auch Blicker.) Weil sie aber dem Hansen gar wohl geneigt, also hat sie erstlich geklopft und geschrien: „Gesellen, auf, auf! Es hat viere geschlagen.“ Nachmals hat sie mit leiser Stimme hinzugesetzt: „Hans, schläft noch länger.“ Und damit sie solches Aufwecken nicht vergesse, hat ihr der Meister eine Uhr samt einem Becken geschafft. Einsmals geschicht es, daß sie mit ihrer Meisterin an einem Sonntag in die Kirchen gingen,

auch ihren Stand gleich hinter ihrer Frauen gehabt, und als sie in etwas eingeschlafen (wie es mehreren Leuten geschieht!) und gleich dazumal der Kirchendiener mit einem Säckel und Glöckel an der Stangen herumgesamlet, auch mit diesem Glöckel der Dienstmagd zu den Ohren kommen, westwegen sie geglaubt, es seye der Lauf des Weckers, dahero mit der Faust (der Meinung, als schlage sie an die Gesellentür) die Meisterin ins Gesicht troffen und überlaut aufgeschrien: „Auf, auf, ihr Gesellen! Aber Hans, tut noch ein Weil schlafen.“

Lieber Herr Bratlophski, er glaube mir, daß dieses keine Fabel seye, sondern es hat sich in unserer Stadt zugetragen, und war ich dazumal anderwärts auf einem Jahrmarkt; aber alle die Meinigen und gesamte Bürgerschaft haben es hoch beteuert. Es hat sich diese Magd sehr wunderbarlich verraten, und ob schon nichts Unehrlisches unterlossen, gleichwohl hätte mit der Weil die allzu große Freundschaft nichts Lobwürdiges ausgebrütet; dann Gesellen und Mägd sind einander nicht so feind wie der Mercurius (Quecksilber) und das Feuer, deren eines das andere nicht leiden kann. Ich

meinsteils laß die Obacht über die Menschen
meinem Weib über; die kann nach Belieben
die Musterung vornehmen. Soviel ich ver-
merke, gehen die Menschen ihr sehr an die
Hand; dann sie immerzu mit blauen Gesich-
tern erscheinen. Wann künftig was Mehrers
und Denkwürdiges vorfällt, werde ich es zu
überschreiben nicht unterlassen. Befehle mich
also in seine fernere Gnad

Meines Herrn

unwürdigen Diener

Hans Christoph Maußartzt.

Braunau, den 2. Dezember 1701.

Ein Brief an Herrn Samuel Muckemilch, Secretari
bei Ihro Excell. etc.

Vielgeehrt- und werttester Freund! Es ist bereits eine ziemliche Zeit, daß ich des Herrn liebste Gegenwart nicht mehrer habe genossen. Wir haben vor diesen (vordem) öfters einen guten Mut gehabt; nunmehr aber hat bei mir das fröhliche Gemüt schon die Windsucht, vorderist darumben, weil mein Weib, die ich als eine Wittib geheiratet, auch schöne Mittel mit ihr bekommen, immerzu will den Scepter führen und mich zu einem strengen Gehorsam zwingen, als (wie) ein Mönch im Kloster hat. Dieses verursachet nun stete Mißverständnis zwischen uns, und findet man oft mehrer Flaschen (Maulschellen) im Haus als bei einem Zinngießer. Ich muß es zu meiner eignen Schand bekennen, daß ich auch gar oft eine Razenschrift im Gesicht trage; aber ihr Teufels Gesicht ist immerzu himmelblau.

Es ist ein allgemeines Sprichwort: „Wann die Weiber führen das Regiment, so nimmt es selten ein gutes End.“ Es schreibet der Evangelist Math. 20 von einem Weib namens Salome, welche einmal gar eifrig zu unserem Herrn getreten und denselben bittlich ersucht, daß Er doch wolle ihre zwei erwachsenen Söhne promoviren, und zwar einen zur rechten, den andern zur linken Hand setzen in seinem Reich. Sie hat aber diesfalls eine abschlägige Antwort erhalten wegen vieler Ursachen. Eine aus denselben war auch diese: weil sie sich ums Regiment angenommen; dann es war damals noch bei Leben und in guter Gesundheit dieser zweyen Söhne leiblicher Vater Aristobolus, mit dem Zunamen Zebedeus, und ihm ist zugestanden, daß er Sorg trage über seine Söhne, wie und was gestalten dieselben heut oder morgen möchten versorgt werden. — Es schickt sich gar nicht, daß ein Weib soll alles regieren.

Rechtschaffene Männer sollen es machen wie Christus der Herr in dem Haus Petri, allwo seine Schwieger an einem hitzigen Fieber krank gelegen. Weil nun die Jünger für sie gebeten, also hat er die Kranke bei der Hand genommen, worauf sie gleich das Fieber

verlassen. Es ist gar oft ein Hauswesen in einem üblen Stand. Willst du nun, daß dieses Übel abgewendet und kuriert werde, so halt du dem Weib die Hand, laß dieselbe nicht regieren; dann solches Regiment gewinnet gar selten ein gutes End.

Als Pilatus zu Gericht gesessen, schickt sein Weib zu ihm, sagt diese Wort: „Nil tibi & justo illi.“ (Math. 27, 19.) Hab du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten.“ Sehr viel Lehrer sind der Meinung, daß diese hab geheißten Claudia Prokula, welche nachmals zu dem Licht des wahren Glaubens gelangt, auch um Christi willen die Märterkron bekommen und unter die Heiligen gezählt wird. Wann dem also, so hat sie gar lobwürdig getan, daß sie ihren Pilatum hat abgemahnet. Aber es scheint doch, als hätte sie das Regiment geführt, zumalen selbe gar nit gebeten, sondern fast dem Pilato befohlen, er solle Christum frei und los machen. — Die Eva war die allererste, so an der Herrschaftsucht krank gelegen, weil sie darum in den Apfel gebissen, damit sie möcht eine Göttin sein und folgjam über ihren Mann herrschen. Vergleichen gibt es noch viel in der Welt.

Thomas Pechkräzer, ein arglistiger und durchtriebener Schuster oder Schuhmacher, hatte eine lange Zeit vor seinem Laden hangen ein Paar neue und wohlgeschmierte Stiefel. Solche waren ums Geld nicht zu kaufen, sondern er tät es dem jenigen um sonst spendieren, welcher Herr über sein Weib wäre und dieselbe nicht fürchte. Es flund eine geraume Zeit an, und wollt sich doch keiner verstandener maßen (demgemäß) einfinden, bis sich endlich ein Bauer in dieses Paar Stiefel vergafft, auch sich verlauten lassen: er fürchte sein Weib ganz und gar nicht, er sei völliger Herr im Haus. Worauf der Schuster gar wohl zufrieden, nimmt die Stiefel und tut sie dem Bauern einhändigen, welcher sich dann dessenthalben gar schön bedankt und will bereits dieselben auf seinem Stecken über die Achsel nehmen. „Nein, nein,“ sagt der Meister Thomas, „es ist so böß nicht gemeint. Wann du die Stiefel haben willst, so mußt du sie vorn in Busen stecken.“ Nimmt hiemit den einen Stiefel, welcher erst neu geschmiert gewest, auch deswegen aller (ganz) fett, stoßt ihm denselben in den Busen hinein. „Bei Leib nicht!“ sprach der Bauer. „Boß Tausend

Anödelnest, nur das nicht! Meister, seyest kein Narr. Pfun, Teufel, wie habt ihr mir mein weiße Pfaid (Hemd) besudlet?" — „O Lüm-mel," sagt der Thomas, „ist dann so viel an einem Hemmet gelegen? Es ist noch viel Was-ser im Bach. Es kann allezeit noch gewaschen werden." — „Nein, nein!" sagt der Bauer. „Wann ich mit einem so geschmierten Hemmet sollte nach Haus kommen, wie würde mein Weib schelten und donnern." Hierauf nimmt der Meister Thomas die Stiefel wieder von ihm, schlägt sie ihm um die Ohren und sagt: „Du Phantast und ohnverständiger Bierlüm-mel, was betrügst du mich dann, daß du prahlest, du seyest Herr über dein Weib, so du doch sie vor (wegen) ihrem Schelten und bösen Maul fürchtest, daß du nicht einmal das Hemmet darfst schmutzig machen."

Wann ich, Herr Samuel, hätte um dieses Paar Stiefel angehalten, ich glaub, der Meister Thomas hätte es geweigert mir zu geben, nicht darum, als sollte ich nicht Herr sein über mein Weib, aber gestehen muß ich es, daß ich sie fürchte; dann ihresgleichen ist keine in der Welt. Wann sie der Teufel zehn Jahr hätte in der Beiz gehabt, so könnt sie nicht

ärger sein. Sie hat ohnfänglichst eine ganze Ha-
fendeck (Topfdeckel) vor lauter Zorn mit Zäh-
nen zerbissen — muß es demnach nur Gott
überlassen, welcher aus unerforschlichem Urtheil
mir diese Bürde hat aufgeladen &c.

Meines Herrn

dienstwilliger Knecht

Gregori Bazemüßl.

Tglau in Mähren,

den 9. Oktober 1701.

Ein Schreiben an die Frau Anna Maria Nudemohrin,
Handelsfrau und der Zeit Wittib in Wien.

Vielgeehrte Frau! Dero angenehmes Briefel habe ich recht erhalten, aber kümmerlich lesen müssen, weil der Postknecht mit allen Briefen ins Wasser gefallen. Wer nur hieran schuldig, weiß ich nicht. Zuweilen geschicht es wohl, daß die Postknecht öfters die Kandel (Bierkanne) als das Posthörnel ans Maul setzen, nachmals aber leicht in Unglück geraten. Ich hab mit der Frau ein herzliches Mitleiden, daß sie den völligen Hauslast muß allein tragen. Mein Rat wäre, sie schauete um einen rechtgeschafften Mann um, der solche Hausbürde täte helfen mittragen. Allein im Heiraten muß man sehr behutsam handeln; dann es finden sich gleichwohl einige, die ihre Weiber gar schlecht halten.

Jetzt sind leider weit andere Zeiten als vor diesen. Jakob im alten Testament war

ein vermöglicher Mann; gleichwohl hat er keine andere Mahlzeit zugerichtet als ein Linsenkoch, da doch bei diesen unsern Zeiten ein Gästelkramer (der mit Hasten handelt) und Gsottschneider (Häffel-) sich besser laßt tractiren (aufstischen); ja, es hat die Unmäßigkeit in Essen und Trinken dergestalten überhand genommen, daß alle Elementen wegen der menschlichen Gurgel in die Contribution (Beitragspflicht) gezogen werden; aber eben dieses ist eine sattsame Ursach, warum sehr viel Leut ganz mittellos werden, und stehet das Maul mit dem Beutel in schlechter Freundschaft.

Der hl. Kirchenlehrer Hieronymus schreibt einem nicht ohne Scherz diese Wort: „Procul sint a conviviis tuis aves quibuscum amplissima patrimonium . . . Ich rat es dir, du wollest bei deiner Tafel keine Vögel auftragen, mit welchen öfters das meiste Vermögen hinweg flieget.“ (In Epist. ad Solvi. etc.) Wann? Wie? Und wo ist das Haus, so dem ältern Sohn des Jobs zugehörig gewesen, zu Boden gefallen und zu Grund gangen, in dem die vier Sturmwind mit größtem Gewalt dasselbe niedergerissen.“ Dazumal ist es geschehen („filiis et filiabus tuis vescentibus et bibentibus vinum“), wie sie eine Mahl-

zeit gehalten, stattlich und herrlich banquetirt. (Job. 1.) Das Wort ‚Essen‘, so es zurück gelesen wird, heißt ‚Nesse‘: es ist fürwahr das allzu kostbare und ohnmäßige Essen eine solche Masse, die mehrer Grund und Boden hat hinweg genommen als mancher reißende Fluß.

Genugsam ist bekannt jene Geschichte in göttlicher hl. Schrift, da nämlich Jakob bei dem Laban lange Jahr die Schaf gehütet, endlich gleichwohl einen schlechten „Danke dir Gott“ davon getragen, daher mit einem Arglist, welchen sein Engel ihm an die Hand gegeben, sich bezahlt gemacht, da er den Pakt (Vertrag) eingegangen, daß alle Lämmer mit schwarzen und braunen Flecken sollen sein gehören. Zu solchem Ende (Zwecke hat) Jakob etliche halb geschälte Kuten in das Wasser gesteckt, wo die Lämmer getrunken, wordurch sie wegen natürlicher Einbildung (Autosuggestion!) nachgehend lauter gefleckelte Lämmer geworfen. Haben also die Schaf die Fleck bekommen beim Wasser, aber, meine Frau, ich versichere die Frau, daß unserer Zeit viel Männer die Fleck bekommen beim Wein: (es) hat mancher gefleckte Hosen und Wammes und gehet fast wie ein Bettler daher, weil er nämlich durch das stete

Schlemmen ganz mittellos worden; dann das so häufige Essen und Trinken frist, verzehrt ebenfalls die Wirtschaft, und schlägt die Fülle-
rey mehrer als der Villeroy.*)

Was aber zum mehristen zu beklagen, ist dies, daß manche Männer Tag und Nacht banquetiren, unterdessen aber Weib und Kind kaum das schwarze Brot gnug haben. Ich muß noch immerzu lachen, wann ich gedente, wie jenes Weib in der Matery (dieser Sache) ihren Mann so artlich hat hinter das Licht geführt, weil ihr Mann sich stets der guten Bissen beflissen, mit Tausen (Besperrn) und Schmausen die mehriste Zeit zugebracht, die arme Haut aber zu Haus ein stetes Quatember (Fasten) gehalten. Also hat sie ihm öfters vorgetragen, daß sie bei Linsen und Bohnen nicht seye erzogen worden, möchte demnach auch einmal einen guten Bissen mitgenießen. Dieser hat es ihr zwar zugesagt, aber nie die Parola gehalten. Einst kauft er selbst ein schönes Paar Hühndel, bringt sie nach Haus und

*) Der bekannte französ. Marschall. Er wurde aber selber doch vom Prinzen Eugen bei Chiari am 1. Sept. 1701 geschlagen, und zwar entscheidend.

schafft (befiehlt) dem Weib, daß sie es nachmittag solle braten und zurichten, er habe den Meister Ulrich darzu geladen. Sie mußte solchem Befelch nachkommen, obschon wider ihren Willen. Als nun die Hühndel gebraten, so hat sie der Appetit also angefochten, daß sie einen Flügel herabgeschnitten und verzehrt. Diese aber wurde hierdurch noch nit gesättiget, sondern unterstund sich, noch einen Teil zu nehmen. Ja, es schmeckte ihr dergestalten wohl, daß sie beide Hühndel völlig zu sich genommen, Nach solchem stoßte sie eine Furcht an, daß sie anstatt der gebratenen Hühndel möchte ein Gestoßenes (Speise mit zerstoßenem Fleisch, Fisch u. a. Hier aber = Stöße, Schläge.) bekommen von ihrem Mann, gedachte also hin und her, wie sie solches möchte oder könnte vermäntlen, fällt ihr aber gleich ein folgender Arglist: Wie sie den Meister Ulrich von weiten gesehen, da sagt sie dem Mann, er solle die Messer schleifen, damit man desto besser könne die Hühndel transchieren, welches er auch getan. Unter dessen stehet sie unter der Haustür und sagt dem ankommenden Meister diese Wort: „Mein lieber Ulrich, um Gottes Willen! Was muß er doch meinem Mann getan haben? Er ist

fast unsinnig vor lauter Zorn, er hat sich verschworen: sobald ihr werdet in die Stuben eintreten, daß er euch beede Ohren wollte abschneiden. Ihr hört ja selbst, wie er das Messer weht." Der gute Meister wußte sich in keiner Sach schuldig, wollt aber gleichwohl dem Streit entgehen und kehrt wieder zurück. Das Weib alsobald zu ihrem Mann: „Hörst es, Mann? der Meister Ulrich hat mir die Hühndel gestohlen. Dort geht er mit denselben davon.“ Der Mann folgte ihm alsobald nach, vergißt aber das Messer in der Hand. Wie der Meister Ulrich hat gesehen, daß dieser ihm mit einem bloßen Messer nachläuft, da hat er noch geschwindere Füß gemacht und nicht anderst geglaubt, als seye es auf Ohrabschneiden angesehen. Endlich schreit der Mann: „Nur eins, nur eins!“ Er verstund hierdurch nur ein Hühndel, der andere aber glaubt, er begehre nur ein Ohr, läuft also noch stärker und schreit zurück: „Hol dich der Teufel! du sollst nit ein halbes bekommen.“ (Das ist: nicht ein halbes Ohr.) Sind also beede durch den Arglist des Weibs stattlich betrogen worden, welches nachmals ihrem Mann selbst gefallen, auch sie hinfüro weit besser und höflicher tractirt.

Vielgeehrte Frau, sie verzeihe mir, daß ich mit der Feder gar zu weitläufig bin. Ich hab es nur dessenthalben getan, damit die Frau in ihrem Wittibstand in etwas getröstet werde. Die Frau wird ohne Zweifel ein größeres Glück haben als diese, von der ich erzählt; dann dero liebe und werthe Person alles Gutes verdient. Was anbelangt eines Dienstmensch, will ich mit nächster Gelegenheit eine auf dem Wasser (Donau) hinunter schicken, an dero Treu und Emsigkeit gar nicht zu zweifeln. Allein die Wienerische Manier wird ihr ziemlich fremd vorkommen. Befehle mich schönest.

Mit Verbleiben

Meiner wohlgeehrten Frau

Freund und Diener

Ambrosius Filznascher.

Wasserburg am Dun,

den 8. May 1701.

Ein Schreiben an Herrn Ferdinand Silbergeel,
Goldarbeiter in Wien.

Wertester Freund und Patron (Gönner)!
Ich hab unlängst wieder eine Arbeit von des
Herrn Hand unter das Gesicht gebracht, welche
mir über alle Maßen gefallen; dahero ich den
Herrn bittlich ersuche: wann dergleichen mehrer
vorhanden, er wolle es vor andern mir lassen
zukommen. An der Bezahlung ist ganz und
gar kein Zweifel. Der Herr hat mir nächstens
einen Befehl aufgetragen an Herrn Christian
Fingersüß. Den selben habe ich mit aller Ge-
bühr abgelegt, wie er sich dann hinwieder
schönst befiehlt. Ich habe weiter mit diesem
keine große Bekanntschaft. Das allein weiß
ich, daß er sein Weib sehr grob und hart
halte.

Gedeon war ein heiliger Dröschler, dem
mitten unter dem Dröschchen ein Engel erschie-
nen und ihn vor einen Kriegsfürsten wider die

Madianiter erklärt (Judic. 6), welcher dann folgendes mit seiner Tapferkeit sehr herrliche Sieg davon getragen. Dieser Dröfcher Gedeon war sehr lobwürdig; aber jene groben und sehr ohngeſchlachten Männer, welche immerzu mit Dröfchen und Schlägen der Weiber umgehen, ſind in allweg zu ſchelten und zu tablen.

In ganzer heiliger Schrift lieſet man nicht, daß einmal ein Mann hätte ſein Weib geſchlagen, indem (trotzdem) nicht zu zweifeln, daß nicht auch damal böſe Weiber ſind gefunden worden, dergleichen eine hat gehabt der geduldige Job, welche den ohnedas elenden und bedrangten Mann auf dem Miſthauſen den ganzen Tag hindurch ausgeſilzt, ihn einen Simpel und Einfalt geſcholten: „adhuc permanes in ſimplicitate tua.“ *) Weil der Job das Eiter ſeiner Geſchwür mit einem Scherben und zerbrochenen Haſen herabgeſtrichen, [als] hätte er gar leicht können ihr dieſes Fakenetel (Taſchentuch) ins Geſicht werfen — hat es aber nicht getan. Wann ein anderer ſtatt ſeiner wäre geweſt, der hätte ihm unfehlbar vorgenommen und gedacht: „Wart, du Beſtia! Komm ich wieder überſich (in die Höhe), ſo will ich dich prüglen,

*) „Verbleibſt du noch in deiner Einfalt!“ (Job. 2, 9.)

daß dir der Buckel so lind wird wie ein Biskottenteig (Biskuit-). Du Höllroß, wann ich wieder zu Kräften gelang, so will ich dir quod felix faustum *) um die Ohren singen. Ich will dir den Simpel einträufen.“ Dergleichen aber hat Job nie gedacht, weniger getan. Etliche Phantasten sind der Meinung: wann ein Weib nur ein wenig etwas sagt, daß sie gleich müssen zu dieser Musik mit dem Prügel den Takt geben.

Der Weltweise Sokrates hat seine böse und zankerische Kantippe nie geschlagen, sondern mehrmal dero Zorn mit Scherz übertragen (er-). Sineist hat sie den halben Tag gewüthet und gedonnert wie die ärgste Fury, endlich aus ohnbändigem Zorn dem Sokrati ein Schaff (Schöpfer) Wasser auf den Kopf geschüttet, worüber er freilich wohl sie mit einem halb Duket Besenstiel hätte können abstauben, wollte aber nicht, sondern sagte noch scherzweis diese Wort: „Ich hab es mir wohl eingebildet, daß nach langem Donnerwetter endlichen ein Regen folgen werde.“

*) Wörtlich: „Was glücklich und günstig sei!“ (Eine alte Wunschformel, mit der noch jetzt die Doktordiplome anheben.) Hier aber Anspielung auf Faustschläge.

Ich bekenne es, mein Herr Ferdinand, daß ich dergleichen wilden Humor nicht habe. Es ist nicht ohne, daß zuweilen ein Weib aus ungearteter Schwachheit das Maul zu sehr brauche; aber ich versichere es, daß das Weib und ein Wagen nicht eine Eigenschaft haben; dann wann man einen Wagen schmiert, so hört er auf zu garren und zu schreien; aber je mehr man ein Weib abschmiert, je größers Geschrei erhebt sie in dem Haus. Ich hab selbst einen solchen groben Sjellen gekent, welcher öfters sein Weib mit dem „Faustrecht“ empfangen; (haben) ihm derentwegen ihre Anverwandten scharpf zugeredet, so gab er keine andere Antwort als diese: „Wann ich sie schlag, ist es so viel, als wann ich mich schlag. Wer kann mir das verbieten? Dann Mann und Weib ein Leib ist.“ Einsmals schickt er sie um zwei Maß Wein ins Wirtshaus. Die bleibt aber lang aus, dann sie den ganzen Krug Wein mit ihrer Nachbarin ausgetrunken; kommt endlich mit leerem Geschirr nach Haus, worüber der Mann über alle Maßen ergrimmt, klagend, daß er fast vor Durst seye gestorben. „Läppischer Mann!“ sagte sie, „ich hab den Wein ausge-

trunken; also hat es auch dir müssen schmecken; dann Mann und Weib ist ein Leib.“ Es nahm aber dieser Knospus*) solche Entschuldigung ganz nicht an, sondern ergreift ein großes Lattentrumm (dann er war seines Handwerks ein Schreiner oder Tischler) und hat sie dergestalten übel und fast-mörderisch zugerichtet, daß sie etliche Tag mußte das Bett hüten. Unter solcher Zeit hat sie immer nachgedunnen, wie sie sich wieder könnte rächen. Also ist ihr was eingefallen, welches sehr wohl vorstatten gangen.

Als er einmal in der Nacht bei kalter Winterszeit erschrecklich mit ihr gezankt, auch (ihr) nit wenig Streich versezt: „Ey!“ sagt sie. „Ich kann das nicht mehr länger ertragen; ich will lieber tot sein als lebendig. Ich muß verzweifeln und meinem allzu großen Kreuz ein End machen, und nur bald. Der beste Tod ist, wann ich mich ertränke.“ Gehet zugleich zum Haus hinaus, vor welchem ein tiefer Brunnen war, wirft mit allem Gewalt einen großen Stein hinunter, den sie mit allem Fleiß (Absicht) vorhero dahin gelegt, verbirgt sich also geschwind hinter das Gd. „Поэ

*) Lateinische Scherzbildung von Knospe, das mundartlich = Knopf. Dieses auch = Grobian.

tausend Element!" gedacht der Mann, wie er das Pfumpfen gehört. „Das Weib hat sich in den Brunnen gestürzt!" Lauft demnach eilends im Hemmet hinaus, des Willens, sie heraus-zuziehen. Unterdeffen schleicht sie ins Haus hinein, sperret ganz still die Haustür zu. Der Mann bemühet sich auf das äußerste, konnte aber nach allem angewendeten Fleiß kein Weib im Brunn finden, und länger zu suchen, ließ [es] die grimmige Kälte nicht zu, wollte also wieder ins Haus um seine Kleider und sich nachgehends in die Flucht begeben. Die Thür aber war verschlossen. „Au wehe!" sagt er. „Soll ich dann also elend erfrieren und von der größten Kälte etwan in die größte Hiz kommen (in die Hölle), unweil ich mein Weib also hart und übel gehalten? Himmel und Erd, erbarmet euch doch über mich! Husch, husch, husch!" (Hu, hu, wie kalt!) Er schlug sich kreuzweis mit beeden Händen, aber husch, husch! Er war vor Kälten fast ganz erstarrt. „O Gott! O Gott, erbarme dich meiner! Ich will hinsüro einen andern Wandel führen. O Miedl, o Miedl (Marie)! Ich hab mich an dir versündigt. O mein Gott, ich erkenne meine Schuld. Hutsch, hutsch, hutsch!" Das

Weib lachte in der Geheim und hatte eine sonderere Freud, daß sie sich an dem groben Fodel also gerochen, machte endlich die Haustür auf, empfängt ihn mit diesen Worten: „Nun, mein lieber Mann, führe inskünftig einen andern Wandel, wie du es versprochen und verlobt, damit der Himmel nicht ein größeres Unglück über dich verhänge!“

Herr Ferdinand, die Nachgierigkeit dieses Weibs kann ich nicht loben; allein dero Arglist in Bezüchtigung eines allzu harten Manns gefallet mir wohl. Ich verwundere mich, daß einige Männer so gar nicht gedenken an jene Wort, welche der hl. Paulus geschrieben zu den Ephesiern: „Viri, diligite uxores vestras.... Ihr Männer, liebt eure Weiber, wie Christus die Kirche geliebt hat.“ Ich meinesteils dank meinem Gott, daß wir beede einig und in gutem Frieden leben, wie ich dann glaube, daß der Herr mit seiner Alten auch noch wohl auskomme. Verbleibe

des Herrn obligirter Diener

Ruppert Hasselschwiger.

Düßling ober Alten-Otting,
den 11. May 1701.

Schreiben an den Herrn Leopold Kriech, Glasblaser zu Wien, auf dem Neustift zu erfragen.

Daß ich dem Herrn auf seinen ersten Brief nicht habe geantwortet, ist die Ursach, weil ich mich etliche Tag sehr unpäßlich befunden; bin aber dermal wider, Gott seye Lob, frisch und gesund. Der Herr hat mir unter andern geschrieben, daß er mehrmal (noch einmal) habe geheiratet, worzu ich tausendmal Glück wünsche. Will glauben, daß er werde eine ausgesucht haben, die nach seinem Humor und eines guten Gemüths seye; aber ich rate ihm, er soll nicht gar zuviel trauen, dann der Weiber Arglist fast unergründlich.

Die Herren Medici und Arzneyerfahrenen geben vor, daß ein Mann mehrer Hirn im Kopf habe als ein Weib. Das kann sein und mag sein; aber gleichwohl gibt es die öftere Erfahrung, daß die Männer von den Wei-

bern an Verstand, vorderist aber am Arglist mehrmalen überwunden werden.

Obschon Samson 300 Fuchs gefangen, so glaube ich nicht, daß diese alle so arglistig sein gewest als ein einiges Weib. Ein Weib tragt nicht soviel Falten an dem Rock als Arglist im Herzen. Ein Weib übertrifft diesfalls alle Kutscher und Fuhrleut; dann diese führen einen wohl v. g. (z. B.) von Wien nacher Grätz, aber ein Weib führet einen gar hinters Licht. Fastus und Astus (Spröde — List) sind bei den Weibern so (all) gemein, daß auch der Teufel selbst muß Brillen aufsetzen, wann er will dero Fünd (Finten, Kniffe) ertappen. Wann 100 Weiber ihre arglistigen Anschläg lauter Haberkörnln wären, so könnten sie die ganze kaysersliche Armee mit Futter versehen.

Als der Jakob gesehen, daß sein Schwiegervater, der Laban, ihm eine lange Zeit hero saure Gesichter erzeigt, als hätte er einen Mezen (61 $\frac{1}{2}$ l) Holzäpfel geschlickt, da hat er bei sich entschlossen, sein Haus zu verlassen, welches (was) er auch in Abwesenheit des Labans werkestellig gemacht: mit Sack und Pack, mit Weibern und Kindern nacher Kanaan gereist. Diesen aber hat der Laban mit vielen

Leuten verfolgt, auch denselben auf dem Berg Galaad ertappet und nach vielen harten und zankischen Worten ihn gar einen Dieb gescholten, als habe er ihm seine goldenen Götzenbilder gestohlen, welches dann dem ehrlichen und gewissenhaften Mann sehr zu Herzen gegangen, dessenthalben Jakob dem Laban erlaubt: er solle alle seine Sachen durchsuchen. (Dieses sagte er aber unwissend [ohne daß er wußte], daß seine Rachel die Götter entfrembt.) — Wie nun Laban ganz genau alles durchsuchet und endlich gekommen in die Hütten der Rachel (hier merke den Arglist der Weiber!): Rachel hat in aller Eil die entfremdeten goldenen Götzen unter die Strähe (Streu) der Lämblen verborgen und sich darauf gesetzt. Laban sucht alles und jedes aus. Wie er aber zu ihr kommen, da hat sie sich gestellet, als könnte sie den Atem nicht recht schöpfen; sie hat sich gestellet, als gehe ihr der Kopf um und um wie ein Mühlrad; sie hat sich gestellet, als hätte sie 9 Duket Federsechter (Fechtbrüder, Landsknechte) in dem Leib und das Grimmen und Grummen beieinander. „Ach,“ seufzte sie, „mein Herr Vater! Er habe es doch mir nicht vor übel, daß ich nicht aufstehe, wie es die

findliche Schuldigkeit erfordert. Ich kann auf keinen Fuß stehen, so übel ist mir.“ „Sic delusa sollicitudo quaerentis est.“ (Gen. 31.) Also ist Laban — mit der langen Nasen abgewichen und hat ihn Rachel hauptsächlich hinter das Licht geführt. „Trau du,“ sagt einer, „keinem Wolf auf grüner Heid Und keinem Juden bei seinem Eid Und keinem Weib bei ihrem Gewissen; Sonst wirst du von allen be— trogen.“

In einem Dorf bei uns ist ein Schulmeister gewesen, welcher sein Weib sehr hart gehalten, auch beinebens stark mit ihr geeifert, da sie doch gar keine aus den Schönen gewesen und nit mehrer als 3 Warzen auf ihrer großen Nasen gehabt, daß also Berg und Büchel (Buckel, Hügel) beieinander. Dem Schulmeister aber war seine Rana (Kröte) eine Diana; darum ließ er sie wenig ausgehen, und mußte die arme Haut immerzu in der verdrüßlichen Guarnison verbleiben. Einsmals wurde sie den folgenden Tag auf einen Tanz eingeladen, da die gesamten Bauern ein allgemeines Freudenfest im Wirtshaus gehalten. Die Schulmeisterin aber konnte den Gradum (Tritt, Stufe, auch Grad, hier Erlaubnis) nicht erhalten, son-

dern mußte für diesmal den Licentiat (Genehmigung, sonst eine akademische Würde) fallen lassen. Weil sie aber (wie kann es fast anderst sein?) etliche scharfe und empfindliche Wort geredet, also hat er derselben mit der Faust eine grobe Fraktur (eckige Schrift) ins Gesicht geschrieben, daß ihr die Augen übergangen. Sie aber entschloß alsobald bei ihr, sie wolle dies Capital mit doppeltem Interesse (Zins) bezahlen, fällt ihr auch gleich dieser arglistige Gedanken ein: Als den andern Tag die Bauren zum besten beim Essen und Trinken waren, da schleicht meine Schulmeisterin in die Kirchen und tut daselbst an beede herabhängende Glockenstrick etliche Pfund Fleisch stark anbinden. Bald hierauf kommen einige Baurenhund, ohne Zweifel von dem guten Geruch eingeladen. Dieselben zerrten und zogen dergestalten die Strick, daß die Glocken beederseits angeschlagen, welches dann alsobald einen großen Auf- lauf verursacht, zumalen die Bauren insgesamt das Wirtshaus verlassen, Gabel und Prügel ergriffen — der Meinung, als seyen die Zigeuner ins Dorf gefallen, wie unlängst vorhero geschehen. Als sie aber nichts dergleichen gefunden, sondern geargwohnet, der Schul-

meister (der ja, wie üblich, zugleich Mesner war) habe es ihnen zum Possen gemacht, weil sie ihn nit, sondern nur die Schulmeisterin eingeladen. Also sind sie mit gleichen Füßen (sogleich) in die Kirchen geloffen und (haben) gleich den Schulmeister daselbst angetroffen, wie er die Hund abgetrieben, dahero ohne ferneres Fragen den halblateinischen Kerl dermaßen abgeprüglet, daß er in die dritte Wochen hat müssen das Bett hüten. Die Schulmeisterin lachte ihr die Haut voll an, daß sie ihre empfangenen Maultaschen so stattlich erwidert.

Ich schreib dieses nicht, Herr Leopold, als solle der Herr dergleichen Unglück zu erwarten haben, sondern nur darumben, damit ich zeige, wie groß der Arglist eines manchen Weibs seye. Dem Schulmeister aber vergönne (ich) es wohl, aus Ursachen weil er allzu eifersüchtig gewest. Ich bin zwar auch nicht ohne Tadel und Fehler; aber die Eifersucht hat mich mein Lebentag nie angefochten, weil ich weiß, daß diese ein Schiffbruch (alles Glücks und eine Wurzel) ist alles Unsterns im Ehestand. Unterdessen bitte ich, wann der Herr was Schönes und Fremdes (Neues) von sei-

ner Hand hat, daß er um bare Bezahlung
mir solches überschicken wolle. Gott befohlen!

Des Herrn allzeit treuister Freund

Karl Freingoschen,*)

Burger daselbst.

Schwarz in Tyrol,

den 17. Juni 1701.

*) Vgl. bei Abraham Haberbrein = Haferbrei.

Brief an Herrn Egydi Filzkoch, *) Burger und
Handelsmann in Wien.

Lieber Herr Egydi! Des Herrn mir unlängst überschicktes Schreiben hab ich durch den Linzer Boten mit Recht erhalten, werde auch bei nächster Gelegenheit die von mir verlangten etlichen Stück Weinwat übersenden, wofür ich aber keine Geldbezahlung verlange, sondern nur ein Fäßl Wein, weil bei uns der Ruf gehet, als habe heuer der Bacchus die Unterösterreicher gar freundlich angelachet. Ich wollt wünschen, lieber Herr Egydi, daß des Herrn sein Weib immerzu ein so süßes Gesicht machete wie der heurige Most; aber ich weiß gar wohl das Widerspiel. Der hl. Egydius wird sonst mit einem Rech (Reh) abgemalet, aber du, mein Egydi, hast einen steten Bärn auf der Seiten, der immerzu murret und

*) Filz auch = Verweis, Tadel.

brummet. Der hl. Paulus, dieser so große Weltapostel, schreibt zu den Corinthern I am 7. c. diese Wort von dem Ehestand: „Wann eine Jungfrau einen Mann nimmt, so sündiget (sie) nicht; doch werden sie (die Eheleute) Trübsal des Fleisches haben; ich aber verschone euer.“ (Das ist soviel gesagt: ich mag solche Trübsalen nicht an Tag geben, noch erzählen.) Dieses scheint was wunderbarlich, indem der hl. Apostel alle Drangsalen erzählt, die er da und dorten ausgestanden. „Ich,“ sagte er, „bin dreimal mit Nuten gestrichen worden, ich bin einmal gesteiniget worden, ich habe dreimal Schiffbruch gelitten, ich bin Tag und Nacht in der Tiefe des Meeres gewest (aber nicht in einem U. Boot!), ich bin gewest in Gefahr auf Wasserströmen, in Gefahr unter den Mördern, in Gefahr der Heiden, in Gefahr der Städte, in Gefahr der Wüsten, in Gefahr auf dem Meer, in Gefahr unter falschen Brüdern, in Armut und Kümmermus, in vielfältigen Wachen, in Hunger und Durst, in Kälte und Blöße zc.“ (2 ad Corinth. 11) Alle dergleichen Trübsal erzählt Paulus; aber die Gefahren und das Elend, welches man im Ehestand leidet, ver-

ſchweigt er und tut es gleichſam vermäntlen:
„Ego autem vobis parco.“ Warum dies? Der hl.
und große Kirchenlehrer Auguſtinus gibt die
Ursach und ſagt, daß der hl. Apoſtel darent-
halben die Kreuz und Trübsal des Eheſtands
nicht beſchrieben: aus Furcht, wann er dieſel-
ben wollte recht entwerfen, daß kein Menſch
mehr möchte heiraten: Quasi timeret Apostolus, ne
si tribulationes conjugii patefaceret, nullus esset, qui ad
conjugium accederet.“ (Lib. de Virg. 16).

Unter anderen Mühſeligkeiten, glaube ich,
iſt faſt keine größer, als wann Mann und
Weib in ſteter Uneinigkeith und Zwie-
tracht miteinander leben. Aus gerechtem Ur-
teil GOTTES hat der Satan und böſe Feind
den König Saul dergestalten geplagt, daß er
hiervon ganz unſtunig worden. Er iſt mit
ihm umgangen wie ein Spieler mit einem
Ballen, wie ein Wolf mit einem Lämbel, wie
ein Stoßvogel mit einer Tauben. Die ganze
Hofſtatt hatte darenthalben ein großes Mit-
leiden, daß ihr gnädigſter Landſfürſt in einen
ſolchen elenden Stand geraten. Sie bedaur-
ten aufs höchſte, daß der Satan herrſche über
ihren Herrscher, welchen doch der Prophet Sa-
muel auf Befehl Gottes zum König geſalbt

hat. Es ist endlich bei Hof vorkommen, daß einer, und zwar des Isai Sohn mit Namen David, seye, welcher sehr stattlich könne auf der Harpsen schlagen, und dieser möchte etwan durch die liebliche Musik das verwirrte Gemüt des Königs wieder besänftigen. Hierauf wird David berufen, und wie er auf der wohlgestimmten Harpsen ganz lieblich gespielt, da hat der Teufel alsobald den Kehraus getanzet. Wann nun der Satan fliehet die wohl zusammengestimmten Saiten, wieviel mehr wird er fliehen die gut gestimmten Gemüter? Gewiß ist es: wo Fried und Einigkeit regiert im Ehestand, daselbst hat der böse Feind keinen Zutritt, wohl aber unter denjenigen Eheleuten, die in einem immerwährenden und steten Zwiespalt leben. Es ist zwar kein Faß ohne Gieger (Beläger, Bodensak), kein Haus ohne Winkel, kein Garten ohne Brennessel, kein Mark (t) ohne Dieb, kein Sommer ohne Wetter, kein Buch ohne Fehler, kein Kuchel ohne Fliegen, desgleichen auch kein Ehestand ohne einigen Zank und wenige Mißverständnis; aber man solle auf keine einige Weis in demselben verharren; sondern die Eheleut sollen beschaffen sein wie der Fluß Jordan: wie solchen

der große Mann Gottes Elias mit dem Mantel geschlagen, da hat er sich zwar voneinander zerteilt; sobald aber Elias samt seinem Jünger Elisäus durchpassiret, da hat er sich vereinigt und zusammengefügt. Geschicht es etwan, daß zwei Theilut (von) ungefähr sich zertrennen, so sollen sie doch in allweg suchen, daß sie bald wieder friedlich zusammensehen. Es gibt aber zuweilen solche halsstarrige Gemüter, welche viel Zeit eine giftige Schlangen im Busen tragen und eines so blöden Magens sind, daß sie die mindeste Schmach nicht können verdähen (verdauen). Dergleichen ist jener gewesen zu Ödenburg in Hungarn: In dieser Stadt war ein vornehmer und sehr vermöglicher Bürger, der eine geheiratet, so an Mittlen und Jahren ihm gleich, aber doch darbei eines gar halsstarrigen, tückischen und murrischen Humors, und konnt ihr leicht etwas in Kopf kommen, daß sie 3, 4 oder 5 Tag kein Wort redete. Wann ihr gleich der Mann aufs freundlichist, als immer möglich gewesen, zugesprochen, ihr die allerbesten und glattisten Wort geben hat, war es doch alles vergeblich und umsonst. Was geschicht? Als einmals besagte Frau ihren Starrkopf aussetzte und

in die 14 Tag kein Wort redete, sowohl gegen das Gsind als ihren Herrn, ungeachtet er ihr die freundlichsten und besten Wort gegeben, so ist dieser Kaufmann da . . . weil kein anders Mittel helfen wollen, und schickt vor der Predig zu dem Pfarrherrn, ersucht ihn schriftlich: er wolle (möge) so gütig sein, weil seine Frau bereits 14 Tag sprachlos und alle ordentlichen und natürlichen Mittel nichts geholfen, seine Frau in das allgemeine Gebet befehlen. Der Pfarrer, unwissend dieser Komödi, verrichtet solches aus sonderbarem (besonderem) Mitleiden, exaggerirt's (übertreibt es) mit vielen bewöglischen Worten, daß niemand glauben könne, was die Sprach für eine edle Gab Gottes, und wie sehr viel daran gelegen, indem Gott selbige nur den Menschen und soust keinem Geschöpf gegeben habe, ermahnet darbei seine Zuhörer zum ernstlichen Gebet und nennet solche Frau öffentlich mit Namen. Diese sitzt selbst in der Kirchen (Wie ihr zu Mut gewesen, kann ihm ein jedes selbst einbilden!) und fangt an zu schwitzen, hätte vor Angst ihres Herzens mit solchem langen Gebet und Reden theils aus Schamhaftigkeit, theils aus Born zerspringen mögen, lauft auch

endlich weinend aus der Kirchen, führt eine solche erbärmliche und elende Klage über ihren Mann, daß er ihr einen solchen unauslöschlichen Spott bewiesen habe. Als auch der Mann nach geendigter Predig heimkommt und solche zornige Wort von ihr höret, daß es nämlich ihr nit so wehe hätt getan, wann er sie mit einem Messer erstochen hätte. Der Mann fiel alsobald auf seine Knye, sprach mit lauter Stimm: „Gott seye Lob und Dank, daß ich meines Weibs menschliche Stimm wieder höre! O wie ist das Gebet so kräftig gewesen!“

Herr Egidi, dieser Mann hat auf wunderliche Weis sein Weib corrigirt. Ich bin der Meinung, man solle nicht allezeit mit Brüglen darein werfen, es sind ja die Weiber keine Nußbäum, sondern dieselben mit Manier tractiren. Allein dieser öffentliche Hohn und Spott ist ihr härter vorkommen als 13 spanische Rohr um den Buckel. — Was aber der Herr für Zettel (Ruchen, Billen) braucht wegen seines Hauswurm, weiß ich nicht — glaub: der beste Garnisch für diesen Feind ist die liebe Patientia (Geduld). Wegen des Weins, wie ich anfangs gemeldet, tue ich dem Herrn nochmals zu wis-

fen, daß, wann es möglich, ich gern einen guten Nußberger hätte (aus dem jetzigen Stadtteil und ehemaligen Vorort von Wien: Nußdorf).

Befehle mich und verbleibe

Des Herrn Freund und Diener

Franz Wilhelm Birenfisher (Birnen-).

Wels in Oberösterreich,

den 30. September 1701.

E n d e .

Inhalt. *)

	Seite
Einleitung	III – XXVIII
1. Brief. Vom Weiberzorn	3
2. „ Von ungleichen Paaren	11
3. „ Von den Gardinenpredigten	19
4. „ Vom weiblichen Geizteufel	25
5. „ Von ehelichen Kosenamen (Lausnickel u. dergl.)	35
6. „ Von allerhand Dienstmägden	43
7. „ Von der Weiberherrschaft	51
8. „ Vom Witwentrost und von der Männer Unmäßigkeit im Trinken u. a.	57
9. „ Von Ehemännerflegeleien	65
10. „ Von der Frauenlist	73
11. „ Von „der Widerspenstigen Zähmung“ .	81

*) Vom Herausgeber zusammengestellt.

110093

